

## 1. Die Merseburger Sprüche.

Von den allitterirenden altdeutschen Gedichten, welche uns erhalten sind, gehören die beiden Merseburger Sprüche („Zauber-“ oder vielmehr „Heilsprüche“) offenbar dem Zeitraume vor der Einführung des Christenthums, also wenigstens dem 8. Jahrhunderte an, und der erste scheint noch ein höheres Alter zu haben <sup>1)</sup> als der zweite. Sie wurden erst 1841 von G. Waitz mitten in einer Handschrift kirchlichen Inhaltes auf der Bibliothek des Domcapitels zu Merseburg aufgefunden. Es sind Besprechungsformeln und zwar a) zur Befreiung eines Kriegsgefangenen, b) gegen die Fussverrenkung eines Rosses. Die erstere bietet mehr sprachliche, die andere mehr sachliche Schwierigkeiten, indem letztere unter 7 Namen von Göttern und Göttinnen zwei bisher ganz unbekannte nennt. Das Vaterland beider scheint Thüringen zu sein, wo sich das althochdeutsche und das altsächsische Idiom berührten.

### a. Idisi.

**E**iris sâzun **i**disi, sâzun **h**era duoder,  
**s**uma **h**apt **h**eptidun, suma **h**eri lezidun,  
**s**uma **cl**ubôdun umbi **cu**oniowidi,  
**i**nsprincg haptbandun, **i**nvar vigandun. **H.**

J. Grimm (Mythol. 1180) nennt dieses Gedicht „ein Haftlied, beim Knüpfen und Lösen der Bande zu singen, hier auf eines Gefangenen Erledigung gehend,“ und denkt sich dabei drei Haufen von Frauen, deren jeder ein besonderes Geschäft verrichtete, wie auch in andern Fällen drei Wesen im Eingange auftreten. (Mythol. 1196.)

Um zu einer sichern Erklärung des Wortes *Idisi* zu gelangen, stellt J. Grimm (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1842) dasselbe zusammen mit dem altnordischen *dis* oder *dis* und zeigt, dass dieses durch Aphaeresis aus *idis* entstanden sei, und dass die Wurzel nicht in *dis*, sondern in *id* liege, dem die Ableitungsilbe *is* beigefügt worden. Steht die Identität von *dis* und *idis* fest, so sind wir berechtigt, Alles, was die nordische Mythologie

<sup>1)</sup> J. Grimm meint, es könnte das erstere, wenn nicht ganz der Form, wenigstens dem Inhalte nach eben so gut im 2. oder 3. Jahrh. entstanden sein.

von den nordischen *disir* meldet, auf die deutschen *idisi* zu übertragen und sie als weise Frauen, schlachtentscheidende Walküren anzusehen. Die Bestimmung solcher Frauen war, den obern Göttern zu dienen und den Menschen zu verkündigen. Am längsten hat der Volksglaube ihre Beziehung auf Kampf und Sieg festgehalten, indem sie den Menschen Heil oder Unheil, Sieg oder Tod ansagen und bereiten. Es stand in ihrer Gewalt zu lösen und zu binden, zu fördern und zu hemmen. Grimm (Mythol. 374) meint, das Wort sei schon zu Tacitus Zeiten gangbar gewesen und will deshalb das Schlachtfeld an der Weser von den Cheruskern *Idisiaviso* (nicht *Idistaviso*) = Frauenwiese genannt wissen, weil dort das eine oder andere Mal unter Leitung dieser hehren Frauen gesiegt worden war. In voller Thätigkeit erscheinen sie hier, und zwar in hemmender, aufhaltender. Der ächt heidnische Ausdruck *idis* ist in den christlichen Gebrauch übergegangen und dient in den beiden alldutschen Evangelienharmonien zur Bezeichnung der heil. Maria und anderer Jungfrauen und Frauen.

v. 1. Die Allitteration beruht nicht etwa auf dem wiederholten *sâzun*, sondern auf dem dreimaligen Vocalanlaut. — *eiris*, alterthümlich für *êris*, adverbialische Steigerung von *êr*, also: einst. — Die Annahme eines Asyndeton zwischen *hera duoder* („huc et illuc“) wird durch das ähnliche, zweimalige Asyndeton im folgenden Gedicht zwischen den Namen der Göttinnen bestätigt. — v. 2. *hapt heptian* = Haft heften, erklärt Grimm (Mythol. 373) „d. i. thaten dem Kampfe Einhalt“ und führt als Beleg eine Stelle aus dem „Renner“ an, wo es v. 20132 heisst:

*des muoz ich heften einen haft  
an dirre materie ân minen danc,  
wan ich fürchte, sie werde zu lanc.*

Natürlicher und zugleich den Pleonasmus, der im folgenden *heri lezidan* liegen würde, vermeidend, übersetzt W. Wackernagel in der Vorrede zum alldutschen Lesebuche: die einen Fesseln fesselten, womit auch Feussner's metrische Uebersetzung<sup>1)</sup>: Ein'ge verhängten Gefangenschaft übereinstimmt. — *heri lezian* = das Heer aufhalten. — v. 3. *clûbon* = pflücken, auflesen (klauben, aufklauben), statt des Accus. mit der Praeposition *umbi* construirt: nach Kränzen pflücken, suchen. — Bei *cuoniowidi*, oder richtiger *cuniowidi*, scheint das zweite Stammwort an das lat. *vitta* zu erinnern, das Ganze aber nach Wackernagel's Erklärung (*kuni*, gr. *γόνυ*, Knie? und *wid*, *wit* = Strick aus einem gedrehten Reise, von *weten*, *witu*) eher Kniefesseln zu bedeuten, als Hauptbinden, Diademe, wie J. Grimm meint; also = *einige suchten nach* (Zweigen zu) *Kniefesseln*. — v. 4 hat J. Grimm seiner künstlichen Erklärung, dass die *Idisi* den Göttern (*diis complicitibus* oder *consentibus*) Kränze zum Einspringen („Verschwinden?“), den Kriegern (Helden) zum blossen Einfahren gewunden haben, später selbst Wackernagel's weit einfachere und natürlichere vorgezogen<sup>2)</sup>: *entspringe* (du aber) den Banden der Haft, *entfahre* (entweiche) den (feindlichen) Kriegern. — Feussner hat hier die Aenderung *influh* vorgeschlagen, wohl aus dem Grunde, weil im Mittelhochdeutschen der Uebergang der untrennbaren Partikel *ent* in *en* (oder *in*) nur vor *Media*, *Tenuis* und *Aspirata*

<sup>1)</sup> Im Programm des Gymnasiums zu Hanau 1845.

<sup>2)</sup> Mythol. S. 1180.

stattfindet. Sollte aber eine solche Unterscheidung auch beim Althochdeutschen so feststehen, dass sie zu einer Emendation nöthigte? Kommt ja doch auch im Mittelhochdeutschen z. B. *ensperren* und *insperren* für *entsperren*, *aufsperrn* vor, s. Beneke zu Iwein v. 6247, *ensprechen* für *entsprechen*. Zudem hat schon J. Grimm (in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1842) gezeigt, dass die Sprache in diesen Sprüchen nicht rein althochdeutsch sei, sondern in der Mitte zwischen dieser und der altsächsischen Mundart schwebe.

Nicht zu übersehen ist, dass das Gedicht neben der Alliteration auch die älteste Spur des Reimes enthält, nämlich im zweiten und letzten Verse den Binnenreim, während zugleich beide Hälften beider Verse auf einen (also viermal wiederkehrenden) Gleichlaut enden. Wenn es erlaubt ist, dasselbe Wort bei verschiedener Bedeutung zum Reime anzuwenden, so würde folgende Uebersetzung dem Original am wörtlichsten entsprechen, wobei nur wegen der Alliteration im dritten Verse *clübodûn* etwas frei übersetzt ist und der doppelte Gleichlaut zwischen dem zweiten und vierten Verse fehlt, welcher von Feussner gestört worden ist dadurch, dass er gegen die Handschrift den Dat. Plur. auf *m*, Statt auf *n* enden lässt, während er im zweiten Gedicht den Dat. Plur. *geliden* (althd. *kilidim*) nach derselben beibehalten hat. Der Binnengleichlaut des zweiten Verses erstreckt sich auf eben so viele Buchstaben, wie im Original, erscheint aber weit schwächer durch das tonlose *e*.

Einst sassen **H**dise, sassen **h**ier und da,  
Einige **H**aft **h**efteten, Einige das **H**eer **h**emmeten,  
Einige **kn**üpften **K**niebinden (Kniestricke);  
(Du aber) **e**ntspring den Haftbanden, **e**ntfahre den Kriegerbanden.

Ob der am Ende des ersten Spruches befindliche Buchstabe *H* etwa „heidnisch“ bedeuten soll, im Gegensatze zu einem auf demselben Blatte stehenden, mit einem ebenfalls räthselhaften Monogramm bezeichneten christlichen Gebet in lateinischer Sprache, wagt J. Grimm nicht zu entscheiden.

### b. Balderes volo.

**Ph**ol ende **W**ôdan    **vu**orun zi **h**olza,  
du wart deme **B**alderes **vo**lon    **s**in **vu**oz **b**irenkit;  
thu biguol en **S**inthgunt,    **S**unnâ era **su**ister,  
thu biguol en **F**rûâ,    **V**ollâ era **su**ister,  
thu biguol en **W**ôdan,    **s**ô he **w**ola **con**da,  
**s**ôse **b**ênrenkî,    **s**ôse **bl**uotrenkî, **s**ôse **l**idirenkî,  
**b**ên zi **b**êna,    **bl**uot zi **bl**uoda,  
**l**id zi **g**eliden,    **s**ose **g**elimidâ **s**in.

v. 4 liest Wackernagel in der Handschrift: *Frija* statt *Frua*, wogegen Grimm (Mythol. 277, Anm.) bemerkt, das *u* sei deutlich.

Es wird hier ein den Göttern zugestossenes Abenteuer besungen, wie Wodan Balder's Füllen, dessen Fuss verrenkt war, durch Besprechen (*bigalan*) heilte. Die Hersagung des Liedes sollte nun auch andere lahme Rosse heilen. Solche Besprechungsformeln wurden nicht bloss von Heiden gebraucht, sondern nach der Einführung des Christenthums erhielt sich neben dem öffentlichen Glauben noch ein häuslicher Aberglaube, der namentlich bei leichteren oder äusserlichen Gebrechen noch die überlieferten Formeln, gleichsam als Hausmittel, anzuwenden fortfuhr, wenigstens bei Krankheiten des Viehes ihre Anwendbarkeit für nützlich und statthaft erachtete; sogar in geistlichen Büchern fanden sie Aufnahme, wie eben unsere Handschrift beweist. Zuweilen setzten die Christen, wie es scheint, wenn sie den überlieferten Heilspruch in den Mund nahmen, an die Stelle des heidnischen Gottes einen herabwürdigenden Ausdruck, wovon J. Grimm in der Abhandlung über den Arzt Marcellus Burdigalensis (in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1847) zwei merkwürdige Beispiele beigebracht hat, ein lateinisches und ein altddeutsches, in deren einem *stupidus*, in dem andern *tumbo* wiederholt vorkommt und jene Stelle eingenommen zu haben scheint. Aber auch den Namen des Heilandes sehen wir geradezu an die Stelle des heidnischen Götternamens eintreten, wie dies ein eben unserer Formel nachgebildeter und erst im vorigen Jahrhundert aus mündlicher Ueberlieferung aufgezeichneter Spruch in norwegischer Sprache auf eine überraschende Weise bekundet.<sup>1)</sup> Wie ausgedehnt aber im Alterthum der Völker überhaupt, insbesondere in der ersten Zeit des Mittelalters, der Gebrauch der auf Aberglaube beruhenden Heilmittel gewesen, das übersehen wir jetzt aus dem oben angeführten Aufsätze J. Grimm's, in welchem aus dem Marcellus Burdigalensis allein nicht weniger als ein volles Hundert solcher Heilmittel, meist mit Besprechungsformeln verbunden, zusammengestellt wird.

Die von J. Grimm gleich nach dem ersten Eindruck des gefundenen Spruches behauptete Identität zwischen *Phol* und *Balder* hat sich bei weiterer Untersuchung bestätigt, s. Grimm's Mythol. S. 205, Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum II. S. 252 ff. und Encyclop. v. Ersch und Gruber, Artikel Phol. Er wurde als Gott des Lichtes, des Feuers und des Sturmes von den Hermunduren und Markomannen verehrt und sein Cultus muss schon deshalb im Volke sehr verbreitet gewesen sein, weil ihn das Gedicht mit verschiedenen Namen nennt, ohne Missverständniss zu befürchten. Das Unheil, welches aus dem Erlahmen des Rosses des Lichtgottes, also aus dem Zurückbleiben des Lichtes (*Balder's* oder *Phol's*) folgt, suchen vier hehre Göttinnen abzuwenden; denn Heilungen und Beschwörungen waren das Geschäft weiblicher Wesen. Aber nur Wódan, das Oberhaupt aller Götter, bewirkt die Heilung durch Besprechung. Dass nämlich hier nicht bloss zwei, sondern vier Göttinnen erwähnt wer-

<sup>1)</sup> Er lautet:

Jesus reed sig til hede,  
da reed han sônder sit folebeen.  
Jesus stigede af og lágte det:  
Jesus lagde marv i marv  
been i been, kjöd i kjöd,  
Jesus lagde derpå et blad  
at det skulde blive i samme stad.

Uebersetzung.

Jesus ritt zur Heide,  
da ritt er entzwei seines Fohlens Bein.  
Jesus stieg ab und heilte es,  
Jesus legte Mark in Mark,  
Bein in Bein, Fleisch in Fleisch,  
Jesus legte darauf ein Blatt,  
Dass es sollte bleiben an derselben Statt.

den, welche die Heilung vergebens versuchen und dass deshalb ein doppeltes Asyndeton anzunehmen sei, hat J. Grimm in Haupt's Zeitschrift II. S. 188—90 gezeigt. Derselbe erklärt *Sinthgunt* (vom Substantiv *sinth* = iter, via) als ein wandelndes Gestirn, ohne dasselbe näher zu bezeichnen, *Sunna* von *sinnan* (progredi, ire) als die unaufhörlich am Himmel Auf- und Abgehende, *Frûâ* (nord. Freyja) nicht als einen blossen Titel zu Vollâ (Haupt's Zeitschrift II. 189), sondern als ein von dieser verschiedenes Wesen, und *Vollâ* oder *Follâ* als die Göttin des Reichthums. — Das Simplex von *bigalan*, praeter. *biguol*, besingen, besprechen, ist noch in unserm gellen, Nachtigal u. s. w. erhalten. — v. 5. Die zweite Vershälfte bezeichnet Wôdan als den wahrhaft Zauberkundigen, dem erst die Heilung durch Besprechung gelingt. — v. 6. Die drei Substantiva sind entweder als Accusative zu fassen, die dem Accus. *en* (ihn) gleichstehen, oder als Genitive, so dass die Construction wäre *bigalan einan eines* (incantare aliquem de aliqua re), wofür Grimm (Grammat. IV, 634 f.) als Analogie *heilan* oder *biteilan* anführt. Die Schlussworte des Spruches oder ähnliche sind nach J. Grimm (Mythol. 1182) unzählige Male in allen Ländern deutscher Zunge angewandt worden. Als Beleg führt er ausser dem schon S. 4, Anm. 1. mitgetheilten norwegischen Spruche noch einen ganz ähnlichen schottischen an. Ja es scheinen dieselben zu einer Art stehender Formel geworden zu sein, da sie auch in einer Darstellung der Auferstehung Christi vorkommen: *an dem dritten tag gepot got dem lichnam, der in der erden lag, fleisch zu fleisch, pluot zu pluot, adern zu adern, pain zu pain, gelider zu gelidern, yslichs an sein stat* (cod. vatic. 4395 bei Grimm a. a. O.).

Die wörtliche Uebersetzung unseres Spruches würde sein:

Phol und Wodan führen zu Holze (Walde),  
da ward Balder's Fohlen sein Fuss verrenket,  
da sprach ihn Sinthgunt, (und) Sonne, ihre Schwester,  
da sprach ihn Frua, (und) Volla, ihre Schwester,  
da sprach ihn Wodan, wie er wohl konnte (verstand),  
so die Beinverrenkung, so die Blutverrenkung, wie die Gliederverrenkung,  
Bein zu Bein, Blut zu Blut,  
Glied zu Glied, als ob sie geleimt seien.

## 2. Das Hildebrandslied.

### I. Inhalt.

Den Inhalt dieses ältesten bis jetzt bekannten Bruchstückes unserer epischen Poesie bildet diejenige Episode aus dem umfassenden Sagenkreise Dietrich's von Bern (Verona), welche, wie sie uns von allen deutschen Sagen zuerst in poetischer Darstellung entgegentritt, so auch am

längsten unter allen (bis in's 17. Jahrh.) sich im lebendigen Volksgesange erhalten hat. Den Zusammenhang dieser Episode mit dem ganzen Fabelkreise erkennen wir am vollständigsten aus der Darstellung der Vilkinasage.

Dietrich wird von seinem Oheim Ermenrich, den die Vilkinasage Oberkönig von Rom (*yfir-kóngur i Romaborg*) nennt, aus seinem Lande vertrieben und findet ein Asyl bei Etzel, König der Hunnen. Sowohl die Kämpfe zwischen Ermenrich und Dietrich, als des letzteren Flucht zu den Hunnen werden in zwei mittelhochdeutschen Gedichten besonders besungen, jene im *Alphart*, diese in *Dietrich's Flucht zu den Hunnen*. Nach zwanzigjährigem Aufenthalte im Hunnenlande beschliesst Dietrich sein eigenes Reich wieder zu gewinnen; Etzel gibt ihm zu diesem Zwecke ein Heer und lässt seine beiden Söhne an dem Feldzuge Theil nehmen, dessen Entscheidung durch die Schlacht bei Ravenna wieder Gegenstand eines besondern mittelhochdeutschen Gedichtes: *Rabenschlacht* oder *der strit vor Rabene* geworden ist. Dietrich, wiewohl ihn die Vilkinasage als Sieger darstellt <sup>1)</sup>, kehrt zu Attila zurück und erlebt an dessen Hofe den Untergang der Burgunden, wobei sein Dienstmann Hildebrand (aus dem weitverbreiteten Geschlechte der Wölfinge) zuletzt Kriemhilden erschlägt. Nachdem Dietrich im Ganzen 30, oder wie die Vilkinasage mit unbedeutender Abweichung meldet, 32 Jahre (also 10 oder 12 Jahre seit der ersten Rückkehr) an Etzel's Hofe verlebt hat, macht er einen neuen Versuch sein Reich wieder zu gewinnen, diesmal ohne Etzel's Hülfe. Auf dem Wege erfährt er Ermenrich's Tod und dass Hildebrand's Sohn, den die Vilkinasage Alebrand, unser Lied Hadubrant (oder Hadubraht) nennt, Bern (Verona) verwalte. Hildebrand reitet voraus, um seinen Sohn aufzusuchen, den er noch nicht gesehen hat; denn nach der Vilkinasage hinterliess Hildebrand bei der ersten Flucht seine Gattin, die kurz nachher den Alebrand gebar, während unser Lied die Geburt des Sohnes vor des Vaters Flucht setzt. In Bezug auf die Vorfälle beim Zusammentreffen, mit denen unser Lied beginnt, zeigt sich nun eine merkwürdige Weise der Fortbildung der Sage vom Bessern zum Schlechtern in drei Darstellungen derselben, nämlich a) in unserm Bruchstücke, b) in der etwa 700 Jahre später aufgezeichneten Vilkinasage und c) in einem noch jüngern Volksliede, welches sich in zwei verschiedenen Gestalten (und in einer dänischen Uebersetzung) erhalten hat und von den Brüdern Grimm in ihrer Ausgabe des Hildebrandliedes (1812) beigefügt ist. In unserm Liede nämlich bereiten sich beide beim Zusammentreffen zum Einzelkampfe, und zwar im Angesichte ihrer „Heere“; die Frage nach dem Geschlechte geschieht hier nur von Seiten des Vaters, der im Gegner seinen Sohn vermuthet, aber völlige Gewissheit haben will, und der Sohn weigert nicht

<sup>1)</sup> W. Grimm (Heldensage, 121) erklärt dies so: „der ächten Sage nach war Dietrich in jener Schlacht der unterliegende Theil und deshalb genöthigt, bei Attila abermals Zuflucht zu suchen. Die Dichtung, um von ihrem Helden die Schmach der Besiegung abzuwenden, hat das Ereigniss umgekehrt, gleichwohl den Widerspruch im Erfolg daneben bestehen lassen.“ Wenn Grimm die Stelle in der „Klage“ (v. 1012) als Beweis für Dietrich's Niederlage anführt, so bezieht er dieselbe wohl mit Unrecht auf dessen zweite Flucht, anstatt auf die erste; denn es ist nur von einer einmaligen Aufnahme bei Etzel und zwar vor zwölf Jahren die Rede, während die zweite Flucht zu Etzel in der Sage erst zwanzig Jahre nach der ersten angesetzt wird.

(wie in der Vilkinasage) die Antwort; erst aus dieser erkennt der Vater den Sohn mit Sicherheit, weshalb er nun Alles aufbietet, um den Kampf abzuwenden und sich als einen ihm nahe verwandten Mann zu erkennen gibt. Da es auffallend ist, warum er sich nicht geradezu seinen Vater nenne und da zudem gerade eine offenbare Lücke in unserm Texte ist, so nimmt W. Grimm<sup>1)</sup> an, diese natürliche Erwiderng fehle blos, weil das Gedicht unvollständig aufgezeichnet sei, auch die Antwort des Sohnes setze eine solche bestimmte Aeusserung voraus. Er verschmäht nämlich die goldenen Armringe, welche Hildebrand ihm zur Besänftigung als Geschenk darbietet und nennt ihn selbst einen Betrüger, denn sein Vater sei todt. So sieht sich denn Hildebrand, wie sehr er auch diesen Kampf beklagt, durch den ungläubigen Uebermuth des Sohnes dennoch zu demselben genöthigt. Mitten in der Schilderung des Kampfes bricht unser Text ab, der Ausgang des Streites, die Besiegung des Sohnes, das rührende Wiedererkennen, die Heimfahrt zur Mutter, welches alles das Volkslied noch enthält, fehlen und somit vielleicht gerade die schönsten Stellen. Man wird ohne Bedenken W. Grimm und Gervinus<sup>2)</sup> beistimmen, dass diese Erzählung an Natürlichkeit und innerm Zusammenhange die spätern Darstellungen übertreffe. Von der Vilkinasage behauptet W. Grimm, der ganze natürliche Inhalt des Liedes sei in ihr verschoben und der verständige Zusammenhang zerstört. Hier beginnen nämlich Vater und Sohn beim Begegnen ohne Weiteres den Streit, obgleich Hildebrand recht gut weiss, dass sein Sohn ihm gegenüber steht. Die Frage nach Geschlecht und Namen geschieht auch hier, aber erst während der Ruhe vom Kampfe, und zwar verlangt Jeder den Namen des Andern zu wissen, obgleich der Vater seinen Sohn nach der Beschreibung, die er vorher von ihm erhalten hat, kennt. Keiner entspricht dem Begehren des Andern. Deshalb erneuert sich der Kampf auf's heftigste, Hildebrand behält endlich die Oberhand, aber der Besiegte weigert sich, sein Leben durch Nennung seines Namens zu retten, und der Vater muss sich endlich durch die Frage, ob er sein Sohn Alebrand sei, selbst zu erkennen geben, worauf sie fröhlich nach Hause reiten. Diese Umgestaltung des Inhaltes unseres alten Liedes in derselben Darstellung, die auch schon den Ausgang der Ravennaschlacht umgekehrt und sich dadurch in einen Widerspruch mit sich selbst verwickelt hatte, schreibt W. Grimm dem Einflusse der eingedrungenen ritterlichen Sitte zu, welche verlangte, dass, wer unter dem Anscheine feindlicher Gesinnung nach Namen und Geschlecht gefragt wurde, die Antwort verweigere, damit es nicht aussehe, als wüsche er den Kampf zu vermeiden<sup>3)</sup>. Der ritterlichen Ehre wird also das natürliche Vatergefühl, das sich auf's äusserste sträubt, des Sohnes Blut zu vergiessen, hier aufgeopfert und, um zum Kampfe zu gelangen, jede andere Rücksicht bei Seite gesetzt. Und ist es denn irgendwie natürlich, dass die Frage nach Namen und Geschlecht, welche vor dem Beginnen des Kampfes nicht erfolgt, hinterher während einer Pause im Kampfe geschieht und zwar nicht allein vom Sohne, sondern auch vom Vater, wiewohl er den

<sup>1)</sup> W. Grimm Heldensage S. 23. Feussner stimmt ihm bei und versucht im Texte eine entsprechende Ergänzung.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 363 f. Gervinus Gesch. der poetischen Nationalliteratur der Deutschen I. S. 69.

<sup>3)</sup> So weigert Parcival (177, 6.) dem Feirefiz solche Frage zu beantworten, weshalb dieser erklärt, den Schimpf auf sich nehmen zu wollen und sich zuerst nennt (wie Hildebrand in der Vilkinasage). Ebenso erhält Otnit eine abschlägige Antwort von Wolffdietrich.

Sohn aus der ihm früher mitgetheilten Beschreibung kennt? Nur die Absicht, nach ritterlicher Sitte die Antwort bloß als ein Zeichen der Demüthigung und Besiegung zu erzwingen, erklärt dieses<sup>1)</sup>. Wiederum eine andere Fortbildung der Sage zeigt sich in der dritten Darstellung derselben, nämlich in dem genannten Volksliede. Da sucht der Alte nicht den Kampf zu vermeiden, sondern es gelüftet ihn, seines Sohnes Tapferkeit mit der seinigen zu messen, und erst nach beendigtem Kampfe geschieht die Frage mit der Versicherung, dass der Sohn, wenn er aus dem Geschlechte der Wölfinde sei, nichts zu fürchten habe, worauf dieser denn mit der Antwort nicht zurückhält. — Kehren wir nach dieser Darstellung der Umgestaltung der Sage im Zeitalter der Blüte des Ritterthums zurück zu unserm Liede, so kann die Frage aufgeworfen werden, ob an demselben, wie der Schluss, so auch der Anfang fehle und ob es etwa ein Theil einer umfangreicheren Heldendichtung gewesen sei, oder nur ein kleineres romanzenartiges Lied, welches bloß diesen Kampf zwischen Vater und Sohn besungen habe. Feussner (im Programm des Gymnasiums zu Hanau vom J. 1845) untersucht diese Frage und gelangt zu dem Resultate, „dass wir mit Sicherheit annehmen dürfen, von dem Ganzen der Dichtung weder Anfang noch Schluss zu besitzen, sowie dass, nach Anlage des Bruchstückes zu urtheilen, diese eine umfassendere Dichtung gewesen sein müsse, welche etwa Dietrich's Flucht zu den Hunnen, seinen Aufenthalt bei ihnen, und seine Rückkehr in das Vaterland oder wenigstens diese letztere zum Gegenstande hatte.“ Jedenfalls scheint diese Behauptung mit zu grosser Zuversicht ausgesprochen; auch wird mehr die Befähigung des Dichters zu einer grossen Composition, als deren einstiges, auch nur wahrscheinliches Vorhandensein nachgewiesen. Dieser Ansicht lassen sich aber theils äussere, theils innere Gründe entgegenstellen: 1) dass der vorhandene Eingang *Ik gihorta dat seggen* immer natürlicher den Anfang eines Ganzen bilden wird, als den eines neuen Abschnittes innerhalb des Ganzen und dass es gerade bei den deutschen Epikern des Mittelalters Sitte war, im Anfange kurz die Quelle ihres Stoffes anzugeben. Nicht allein im Wessobrunner Gebet, wie Feussner behauptet, findet sich ein ähnlicher Anfang, denn der Lobgesang auf den heil. Anno beginnt gerade so: *wir horten ie dikke singen*, auf ähnliche Weise der Dichter des „Riesen Siegenot“: *ih wolt iu vroemdiu maere sagen*, selbst der bekannte Eingang zum Nibelungenliede könnte zum Beweise dienen, dass die Dichter des Volksepos die mündliche Ueberlieferung (die Sage oder Maere) als ihre Quelle nennen, um dadurch zu erkennen zu geben, dass hier weder bloßes Bücherwissen, noch etwas Ersonnenes, Künstliches vorliege, sondern ein im Nationalbewusstsein des Volkes beruhendes, von diesem selbst erlebtes Ereigniss. 2) Es ist nach dem Vorgange des Sängers der Odyssee ächt epischer Gebrauch, dass der Dichter nur im Anfange des Ganzen, nicht aber im Anfange einzelner Abschnitte, mit seiner Persönlichkeit hervortrete. Wenn Feussner dagegen eine einzige Stelle aus Muspilli v. 36 (soll heissen v. 40) anführt, so darf vor Allem nicht übersehen werden, dass gerade dieses Gedicht keineswegs einen ächt epischen Charakter

<sup>1)</sup> Wie die Volkspoesie durch den Einfluss der ritterlichen Kunstpoesie bedeutende Veränderungen und namentlich Erweiterungen erlitten habe, ist auch an der Nibelungensage nachgewiesen worden durch W. Müller (über die Lieder von den Nibelungen, Göttingen 1845).



trägt, sondern vielmehr die Wirksamkeit einer Predigt beabsichtigt. Zwar gibt es auch im Nibelungenliede noch eine kleine Anzahl Stellen, wo der Dichter seine Person einführt, wie *ich sage iu* (Str. 21, 182, 583), *ich waene* (Str. 71, 849) u. s. w., aber es ist schon von W. Müller (über die Lieder von den Nibelungen S. 37 u. 41) gezeigt worden, dass solche Stellen von dem jüngern Ordner und nicht von dem ältern Dichter herrühren. Zudem sind diese von der unsrigen verschieden, da sie weder den Anfang kleinerer Abschnitte bilden, noch eine Angabe der Quelle der Dichtung enthalten. Wenn eine solche Angabe im Anfange des 6. Liedes (Str. 663) vorhanden ist, so kann das eben als Beweis dienen, dass hier ein früher selbstständiges Lied beginnt, wie auch der Anfang des 9. Liedes (Str. 944), wo der zweite Haupttheil des spätern Ganzen beginnt, sich als Eingang einer selbstständigen Dichtung zu erkennen gibt. 3) Das Eigenthümliche der ältesten erzählenden Gedichte, namentlich der mit unserm Liede gleichzeitigen und dem Geiste nach ihm verwandten <sup>1)</sup> Eddalieder besteht gerade darin, dass der Inhalt der ganzen Sage als bekannt vorausgesetzt und ein einzelner Punkt zur dichterischen Darstellung gewählt wird, die in Folge der vorwaltenden Neigung zu lebhafter dramatischer Darstellung bald in Gespräche übergeht, oder ganz in solchen abgefasst ist. So erzählt auch unser Lied nicht, dass Hildebrand sich auf dem Heimwege befunden und einsam voraus geritten sei, sondern es beginnt gleich dramatisch: Vater und Sohn stehen sich einander gegenüber, und ehe es zum Kampfe kommt, entspinnt sich ein lebhaftes Gespräch, das mit der Lage beider hinlänglich bekannt macht <sup>1)</sup>. 4) Auch die Behandlung desselben einzelnen Gegenstandes in dem spätern Volksliede scheint dafür zu sprechen, dass es früher ein diese Episode der Sage allein enthaltendes Hildebrandslied gegeben habe, wenn man nicht annehmen will, dass das grössere Ganze, dessen Theil es gewesen sein soll, bereits früh verloren gegangen, oder dass ein besonderer Zufall von dem grössern Ganzen gerade dasselbe Bruchstück im Original und zugleich in Nachbildungen erhalten habe. Dass diese Nachbildungen einen von dem unseres Liedes etwas verschiedenen Anfang haben, war nothwendig in einer Zeit, wo die allgemeine Bekanntschaft mit dem Zusammenhange der ganzen Sage nicht mehr in gleichem Grade vorausgesetzt werden konnte. — Es scheint demnach unser Lied als ein selbstständiges Ganzes auf ähnliche Weise entstanden zu sein, wie die 19 Lieder, aus welchen nach Lachmann's Vorstellung ein späterer Ordner das Nibelungenlied zusammengesetzt hat.

## II. Verhältniss der Sage zur Geschichte <sup>2)</sup>.

Wie die Sage überhaupt geschichtliche Helden in ihr Gebiet eintreten lässt und ihren Stoff an wirkliche Begebenheiten anknüpft, oft ohne andere Veranlassung, als die Uebereinstimmung der Namen oder die Aehnlichkeit der Ereignisse, so verhält es sich auch mit der Dietrichssage. Der Dietrich der Sage hat mit dem grossen Ostgothenkönige nichts gemein, als den Namen und die

<sup>1)</sup> W. Grimm, Deutsche Heldensage. S. 367.

<sup>2)</sup> Vgl. W. Grimm, Deutsche Heldensage. S. 32 u. 344 u. a. a. O.

Residenz. Beider Lebensereignisse sind nicht allein verschieden, sondern geradezu entgegengesetzt. Denn während der historische Theodorich Italien erobert, wird der sagenhafte von da vertrieben, während jener in dem durch Eroberung gewonnenen Lande eine segensreiche drei und dreissig-jährige Regierung führt, bringt dieser fast ebenso lange (32 J.) ausserhalb seines Reiches bei einem fremden Könige als Flüchtling zu und wagt erst nach seines Gegners Tode in sein Reich zurückzukehren. Nachdem einmal die Identificirung des Dietrich der Sage mit dem Ostgothenkönige Theodorich geschehen war, führte man auch als Gegner desselben den historischen Odoaker in die Sage ein, wieder ohne Rücksicht darauf, dass Dietrich nicht vor Odoaker floh, wie unser Lied (v. 16) sagt, sondern im Gegentheile ihn besiegte, setzte diesen Widersacher jedoch nicht gerade an Ermanrich's Stelle, sondern behielt letztern bei und liess denselben von Odoaker gegen Dietrich aufreizen, so dass also Odoaker die Rolle übernimmt, die in der ältern Sage dem treulosen Siebich (dem Sifka in der Vilkinasage) zugetheilt war. Diese Auffassung der Sage hat uns das *chronicon Quedlinburgense*, welches mit dem J. 1025 schliesst, erhalten in den Worten: (*Ermanaricus*) *Theodoricum similiter patrualem suum, instimulante Odoacro, patruale suo, de Verona pulsus, apud Attilam exulare coegit.* — Wie ungewiss die historische Anlehnung dieses Ermanrich an den grossen Gothenkönig Hermanrich sei, ergibt eine Vergleichung der sagenmässigen, vielleicht ursprünglich aus gothischen Liedern geschöpften Erzählung bei Jornandes mit dem Wenigen, was Ammianus Marcellinus von seinem freiwilligen Tode erzählt <sup>1)</sup>. — Von allen hier in Betracht kommenden Personen der Sage zeigt Etzel am deutlichsten, wie sich das Verhältniss der Sage zur Geschichte im Verlaufe der Zeit allmählig gestaltet und bestimmter ausbildet. In der Edda findet sich noch keine Beziehung Etzel's auf den Hunnenkönig Attila, in unserm Liede und im *Chronicon Urspergense* von Eckehard ist dieselbe schon entschieden ausgesprochen; im Nibelungenliede hat sich die historische Beziehung schon wieder weiter ausgedehnt: ein Bruder Attila's wird Blödelin genannt, entsprechend dem historischen Bleda, die Ausdehnung des Reiches Attila's wird der Geschichte angenähert, ebenso die Lage der Residenz desselben, aus der berühmten Schlacht in den catalanischen Gefilden werden einzelne Züge (wie das Trinken des Blutes) zur Ausschmückung der Dichtung von dem Untergange der Burgunden entlehnt. Dennoch bleibt hier, fast in gleichem Grade wie bei Dietrich, ein bedeutender Unterschied, ja ein schroffer Gegensatz zwischen dem sagenhaften Etzel und dem historischen Attila übrig. Während nämlich Attila's äussere Verhältnisse von der Sage auf Etzel übertragen worden, bleibt der von der Dichtung einmal ausgeprägte unritterliche Charakter Etzel's im schroffsten Widerspruche damit bestehen, wie dies Hense in Viehoff's Archiv für neue Sprachen Bd. VII. ausgeführt hat.

### III. Sprache.

Sowie die beiden Merseburger Beschwörungsformeln keinem der beiden, bis zum 12. Jahrhundert nebeneinander bestehenden Hauptdialecte unserer Sprache, dem *althochdeutschen* und *altnieder-*

<sup>1)</sup> W. Grimm a. a. O. S. 8.

*deutschen* (altsächsischen), angehören, sondern Formen aus beiden enthalten (vgl. S. 1 u. 3), so ist dies in noch viel auffallenderem Grade in unserm Liede der Fall, welches altsächsische und althochdeutsche (insbesondere fränkische) Formen in so bunter Mischung enthält, dass diese Erscheinung nicht durch die Annahme, es sei da entstanden, wo der althochdeutsche und altsächsische Dialect sich berührten, hinlänglich zu erklären, sondern zum Theil auf Rechnung der mündlichen Ueberlieferung und der Abschreiber zu setzen ist. Denn man wird doch nicht dem Dichter zutrauen wollen, dass er nebeneinander *ik* und *ih*, *mi* und *mir* sang? Zwar stellen die Brüder Grimm, welche schon in ihrer Ausgabe des Liedes vom J. 1812 diesen Punkt ausführlich behandelt haben, den Einfluss eines sächsischen Abschreibers des „fränkischen“ Werkes, oder den umgekehrten Fall, in Abrede und behaupten, der althochdeutsche Dialect sei vorherrschend und das niederdeutsch Klingende (namentlich *t* für *z*) im Ganzen von geringer Bedeutung. Jedenfalls wird aber doch (und das haben die Grimm vielleicht auch nicht ausschliessen wollen) die Inconsequenz der Schreibart eines und desselben Wortes oder Eigennamens an verschiedenen Stellen (so ausser den oben angeführten Personalpronomina die älteren Formen: Hiltibraht, Hadubraht, Heribraht und Deotrihhe neben den später gebräuchlichen) nur durch die Abschreiber<sup>1)</sup> verschuldet sein können, die ja in ihrer Sorglosigkeit auch die Allitteration übersahen, und wenn dies richtig ist, dann mag wohl schwer die Grenze zu bestimmen sein, wo der Einfluss der Abschreiber aufhört und der der Dialectvermischung beginnt. Beide Umstände haben wahrscheinlich mitgewirkt, das Bruchstück in einer so wenig sich gleich bleibenden sprachlichen Form auf die Nachwelt zu bringen.

#### IV. Versbau.

Die Auffassung unseres Liedes in metrischer Beziehung hat fast ihre besondere Geschichte. Zunächst kann die Frage erhoben werden, ob die Abschreiber des Textes, welcher sich auf den äussern Seiten der Deckblätter einer jetzt in Kassel befindlichen Handschrift geistlichen Inhaltes erhalten hat, unser Bruchstück für Prosa gehalten haben, oder durch die zwischen den Worten angebrachten Punkte, wie das in den angelsächsischen, nordischen und andern altdeutschen Handschriften der Fall ist, das Ende oder die Mitte eines Verses bezeichnen wollten. Wenn auch zu solcher Bezeichnung die Punkte sehr häufig fehlen, so lehrt doch eine genauere Anschauung, dass, wo sie vorhanden sind, entweder die Mitte oder das Ende einer Zeile ist, und dass sie keineswegs sich auf die blose Satzabtheilung beziehen, diese vielmehr nur da bezeichnen, wo sie mit der Versabtheilung zusammentrifft. Dieser Umstand ist beim ersten Abdruck des Fragmentes in Eccardi comment. de rebus Franc. orient. T. I. im J. 1729 nicht beachtet worden, und so ist es gekommen, dass unser Lied mehr als zwei Menschenalter für Prosa gegolten hat, bis J. Grimm im altdeutschen Museum II. S. 314 zuerst das Metrum erkannte und beide Grimm 1812 die unschätzbaren Ueberreste als Gedicht herausgaben. Sie beschränkten jedoch den Versbau in demselben

<sup>1)</sup> Nach W. Grimm's Untersuchung der Handschrift ist das Bruchstück von zwei verschiedenen Copisten abgeschrieben worden.

auf die Allitteration und liessen dasselbe mit Bezeichnung der allitterirenden Silben abermals (1815) abdrucken in den altdeutschen Wäldern Bd. II. 97. Einen Schritt weiter ging Lachmann in seiner kritischen Bearbeitung des Liedes (in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jahrgang 1833), indem er neben der Allitteration auch einen bestimmten Rhythmus in demselben erkannte und, mit Ausnahme weniger der Regel widerstreitender, daher von ihm für verdorben erklärter Zeilen, dasselbe Maass hier nachwies, welches einestheils die nordische Poesie, andernteils die ältesten althochdeutschen Verse mit Reimen aufweisen, so dass also die bisherige Meinung, die altdeutsche Poesie habe erst gleichzeitig mit der Einführung der Endreime (statt der Allitteration) auch ein bestimmtes Maass der Verse angenommen, als irrig dargestellt wurde. Einzelne Stellen, die dem metrischen Gesetze sich nicht zu fügen schienen, galten ihm sogar für prosaische, das Ganze zusammenhaltende Zwischensätze<sup>1)</sup>. Wo Lachmann's erster Versuch, ein bestimmtes System von Hebungen und Senkungen nachzuweisen, Aenderungen des überlieferten Textes oder doch die Annahme eines Verderbnisses veranlasst und deshalb Wackernagel's Beifall, wie es scheint, nicht gefunden hatte, da übernahm nicht selten Feussner's gründliche Kritik, bei minder starren Anforderungen an das Metrum, die Rechtfertigung des handschriftlichen Textes mit glücklichem Erfolge. Aber auch die Allitteration in Verbindung mit kunstgerechtem Bau des einzelnen Verses genügten noch nicht; man wagte auch noch den letzten Schritt, nämlich die Eintheilung des Gedichtes in (dreizeilige) Strophen. Allein dieser Versuch, den W. Müller in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. III. S. 447 ff. machte, und welchen G. H. F. Scholl in seiner „deutschen Literaturgeschichte in Biographien und Proben aus allen Jahrhunderten (1844)“ adoptirte, hat mit Recht schon darum grosses Bedenken erregt, weil mehr als einmal der Sinn aus einer Strophe in die andere übergeht<sup>2)</sup>. Ausserdem findet sich zu dieser dreizeiligen Strophe nirgendwo ein Seitenstück (ausser in der erst vom Verfasser geschaffenen Eintheilung des Wessobrunner Gebets) oder ein Vorbild; denn wenn der Verf. sich auf die dreizeilige Strophe des altnordischen *Fornyrdalag* als etwas Entsprechendes beruft, so verhält es sich damit doch anders: der altpische Vers der Nordmänner, welcher wegen seines frühen Ursprungs *Fornyrdalag* heisst, hat 4 Langzeilen oder 8 Halbzeilen; eine Unterart desselben, das *Liodhattr*, hat allerdings 6 Halbzeilen, aber die Reimstäbe sind in anderer und zwar künstlerischer Weise gebunden, als im Hildebrandliede, nämlich so:

- 1) u. 2) aaa,
- 3) bb,
- 4) u. 5) ccc,
- 6) dd.

Der Vollständigkeit wegen möge hier noch ein anderes Experiment erwähnt werden, welches Prof. Chr. Wilbrandt in Rostock (1846) mit unserm Bruchstücke vorgenommen hat, indem er das wahre Metrum, „das ursprüngliche Gesetz deutscher Verse“ aufgedeckt zu haben glaubt; es lautet also: „sie zerfielen in (4) Füsse, deren jeder von jedem Tongrad eine Silbe (nämlich

<sup>1)</sup> Lachmann Abhandl. S. 144 (zu v. 27).

<sup>2)</sup> Mager's pädagogische Revue XI, 7. S. 50 f.

mit stärkstem, mittlern und schwächstem Silbenton), also 3 Silben enthielt, die Stelle dieser Silben im Fuss war beliebig.“ Diesem Gesetze werden nun die Verse, welche in unserm Texte 9—17 Silben haben, angepasst, und da zugleich überall das altsächsische Idiom hergestellt werden soll, so begreift man, wie in dem Producte dieses neuen Aristarch nicht allein keine Zeile, sondern kaum das eine oder andere Wort mit der Handschrift übereinstimmt. Ein solches Unternehmen heisst aber auf dem Titel eine Herstellung aus handschriftlichem Verderbniss in die Urform. Solchem metrischen Radicalismus ist jüngst denn auch eine gewisse Reaction gefolgt, indem die neuesten Herausgeber Al. Vollmer und K. Hofmann (1850) am Schlusse ihrer Anmerkungen erklären: „die neuern Herausgeber suchten, jeder auf seine Weise, das Gedicht einem bestimmten Versmaasse anzupassen. Wir stehen von einem solchen Versuche ab und ordnen die Verse, ohne die Silben ängstlich abzuzählen oder zu messen nach Maassgabe der Stäbe.“ Daher steht ihr Text, wie auch schon der Wackernagel'sche, dem handschriftlichen näher, als der Lachmann'sche. Dass aber bei Aufgebung des Bemühens, ein bestimmtes Versmaass herzustellen, noch manche Abweichung jener neuesten Herausgeber und namentlich die Maassregel der Umstellung ganzer Verse vermieden werden kann und also eine noch genauere Annäherung an die Handschrift möglich ist, möge der hier folgende Text zeigen.

Die Allitteration oder der Stabreim ersetzt sowohl in der nordischen als in der ältesten deutschen Poesie den fehlenden Endreim. Wie dieser im Gleichklange des Auslautes besteht, so der Stabreim im Gleichklange des Anlautes. Es müssen nämlich zwei, drei oder vier stark betonte Silben einer Zeile entweder mit demselben Consonanten oder mit irgend einem Vocale beginnen, denn die Vocale gelten für gleichlautend mit einander, so dass einer für den andern eintreten kann, wie v. 10, 14, 23, 28, 36, 39, 52, 55, 60 in unserm Liede. Ist der Hauptstab kein einfacher Anlaut, sondern ein zusammengesetzter, wie sp, st, sc, su, cn, cl, so müssen es auch die Nebenstäbe sein. Diese reimenden, die beiden Halbverse zu einem Ganzen verbindenden Anfangsbuchstaben heissen nämlich Stäbe oder Liedstäbe, deren gewöhnlich drei, zuweilen auch zwei oder vier in einer Langzeile sind, und zwar so, dass bei drei vorhandenen zwei auf den ersten Halbvers kommen, welche Nebenstäbe oder Stollen heissen, einer, der Hauptstab, auf den zweiten Halbvers. Sind vier Stäbe, zwei in jedem Halbverse, vorhanden, so können sie entweder alle gleich sein (wie v. 6, 24), oder sie reimen paarweise und bilden dann überschlagende Buchstabenreime (wie v. 8, 16, 28, 47). Das ganze System kennt also vier verschiedene Fälle:

- 1) aa — a
- 2) a — a
- 3) aa — aa
- 4) ab — ab

Nach der Untersuchung Lachmann's, dem auch J. Grimm beipflichtet (in der Vorrede zu den von ihm mit Schmeller herausgegebenen lateinischen Gedichten des X. u. XI. Jahrhunderts, S. XXIX ff.), besteht das Wesen des althochdeutschen Verses nicht in der blossen Bindung der Halbverse durch Liedstäbe, sondern in einem System von vier Hebungen auf betonten Silben und einer beliebigen Anzahl von Senkungen, welches auf dem Accent, wie das Metrum der classischen Dichter auf der Quantität, beruht und, wie dieses, unabhängig ist von Allitteration und

Reim, die jedoch als weiterer Schmuck hinzutreten können. Bis in's 8. Jahrh. nahm der Vers des deutschen Heldenliedes den Gleichlaut des Anlauts d. h. die Allitteration, nachher den Gleichlaut des Auslauts d. h. den Reim hinzu, und zwar Anfangs nur stumpfe Reime, und am Ende beider Halbverse (wie in den sog. leoninischen Hexametern), bis bei vorschreitender Schwächung und Abstumpfung der Ableitungen und Flexionen sowohl die Zahl der Hebungen um zwei (von 8 auf 6) vermindert, als zugleich der Reim, der nun auch ein klingender sein konnte, aus der Caesur auf das Ende der Langzeilen verlegt wurde, wie dies in dem mittelhochdeutschen Volksepos der Fall ist. Hat letzteres auch im Vergleich mit den gereimten althochdeutschen Gedichten einen dreifachen Verlust erlitten (zwei Hebungen, die Hälfte der Reime, die Ausschliessung klingender Reime), so hat es doch noch ebenso viele Spuren von seinem altdeutschen Vorbilde erhalten: 1) die *regelmässige* vierte Hebung im letzten Halbverse jeder Strophe, 2) die *zuweilen* vorkommende vierte Hebung im ersten Halbverse einer Langzeile (z. B. Nibel. 118, 2), 3) den *zuweilen* auf der Caesur ruhenden Reim, der dann aber nicht mit dem Ende der Langzeile, sondern mit der Caesur in der folgenden gleichlautend ist. Dieser Zusammenhang zwischen dem mittelhochdeutschen epischen Verse und dem althochdeutschen ist allerdings ein nicht leicht zu entkräftender Beweis für Lachmann's und J. Grimm's Ansicht, dass die altdeutsche Poesie, unabhängig von Allitteration und Reim, ein bestimmtes Maass gekannt habe. Andererseits zeigen aber sämtliche, freilich nicht zahlreiche Ueberreste der althochdeutschen Allitterationspoesie, sowie die altniederdeutsche Evangelienharmonie, dass die Verse viel freier, bald kürzer, bald länger, gebildet worden sind, und das Hildebrandslied ist bisher das einzige gewesen, an welchem man es unternommen hat, jenes System als regelmässig befolgt nachzuweisen oder vielmehr den überlieferten Text dem vorausgesetzten Maasse anzupassen.

### Berichtigter Urtext.

Ik gihôrta dat seggen, dat sih urhêttun aenon muotin  
Hiltibraht enti Hadubrant untar heriun tuêm

### Wörtliche Uebersetzung.

Ich hoerte das sagen (erzaehlen), dass sich herausforderten zu einzelnem Kampfe,  
Hiltibrant und Hadubrant zwischen den zwei Heeren

v. 1. Das Gedicht beginnt mit der altepischen Berufung des Dichters auf die mündliche Tradition, mit welcher die Heldenlieder bis zum Untergang der epischen Volkspoesie im 16. Jahrh. eingeleitet zu werden pflegten, vgl. S. 8. Da die betonten Mittelsilben von *gihôrta* (über das Praefixum gi s. zu v. 6) und *urhêttun* die Allitteration bilden, so leitet Feussner letzteres von dem starken Verbum *urheitan* ab, Praet. *urhêt*, statt mit Lachmann ein schwaches Verbum *urheizen* mit betonter erster Silbe anzunehmen. Das *muotin* hält Lachmann für den Dat. Plural desselben Wortes, welches v. 57 als Accus. *motti* vorkommt und erklärt es durch: Begegnungen, welches an das engl. *to meet* erinnert.

v. 2. Das Zahlwort *tuem* (zwei) erscheint weniger überflüssig, wenn der Sinn erst mit *su-*

sunufatarungó. Iró saró rihtun, —  
garutun sê iró gúðhamun, gúrtun sih iró suert ana,  
5 helidôs, ubar hringâ, dô siê tô deró hiltiu ritun.

des Sohnes und des Vaters. Ihre Waffen richteten (ordneten) sie,  
bereiteten (legten an) ihre Panzer, gürteten sich ihre Schwerter um,  
5 die Helden, über die Ringe (des Panzers), da sie zum Kampfe ritten.

*nufatarungo* schliesst. Der von Lachmann eingeführte Nominativ passt als Subject höchstens zu dem nächsten Verbum, nicht aber zu den weiter folgenden, weshalb die spätern Erklärer den Genitiv der Handschrift beibehalten haben. Schmeller (im Glossarium Saxonico zum Heliand, S. 107) erklärt diesen: *virorum, quorum alii in patris, alii in filii comitatu (exercitu) sunt*, der Genossen eines Sohns und eines Vaters. Noch einfacher ist J. Grimm's jüngste Erklärung (Gesch. der deutschen Sprache II. S. 654 f.) durch das Suffix *ung* seien die beiden Wörter aus der bloßen Apposition in eins übergegangen, also: *inter exercitus duos filii patrisque*. Wir erfahren aus diesem Zusatz zugleich, dass die Genannten Sohn und Vater waren.

v. 3. Der Genitivus des Pron. pers. *iro* vertritt die Stelle des Possessivs; Lachmann hält von den drei *iro* das dritte, Wilbrandt das zweite und dritte für unächt. *Saró* wird als allgemeiner Ausdruck für Rüstung vorangestellt, worauf dann die besonderen Theile derselben folgen, wiewohl nicht vollständig, sondern eine Hauptschutzwaffe: *gúðhamo* Panzer, dessen Beschaffenheit gelegentlich noch näher durch seine Bestandtheile *hringâ* bezeichnet wird, und eine Hauptangriffswaffe: *suert*. Dass sie aber auch den *gêr* und *spêr* hatten, geht aus v. 35 u. 38 hervor, und von den Schutzwaffen wird v. 65 noch der Schild genannt; des Helmes wird nicht gedacht.

v. 4. *garuuian* (von *garu*: gar, bereitel) gar machen, fertig machen, bereiten.  
v. 5. Der grosse Reichthum unserer alten Sprache, welche in dieser Beziehung der angelsächsischen nicht nachsteht, zeigt sich unter andern auch in den zahlreichen Synonymen, welche sie für die Begriffe: Männer, Volk und Leute aufzuweisen hat<sup>1)</sup>. Ausser der gewöhnlichen Bezeichnung *man*, die schon oft das Verhältniss des im Heergefolge dienenden Mannes in sich fasst, finden wir: *thegan*, insbesondere für den Dienenden im Verhältniss zu einem Herrn; *rin* = der junge (behende, schnelle) Mann, *gumo* der Mann als Familienvater mit dem entschieden ausgesprochenen Nebenbegriffe der pietas, daher nur dieses der hier aufgezählten Synonyme von Christus gebraucht wird; *wer* (*hospes*, wirt?), vielleicht der Mann als Hausherr (nicht etwa von vir?); *segg*, entweder der kluge Mann oder (nach Kemble zum Beowulf) *vir jaculo armatus*, dem dann *helid* der Mann in der Waffenrüstung am nächsten stände; endlich *erl* mit Beziehung auf Auszeichnung durch Gestalt, Besitz, Kriegsruhm. Die Synonyma für Volk, Leute s. zu v. 11. — Lachmann hat an unserer Stelle, um die gewöhnliche dreifache Allitteration zu gewinnen, die anlautende Spirans **h** einführend *hringâ* geschrieben und sagt, der Dichter sei mit dem **h**

<sup>1)</sup> Vilmar, A. F. C. Deutsche Alterthümer im Heliand. S. 44.

**Hiltibraht gimahalta** — her was **hêrôro man**,  
**ferahes frôtôro** — her frâgên gistuont  
**fôhêm wortum**, wer sin fater **wâri**  
**fireô in folche**, „eddo welihhes cnuosles du sis.

Hiltibrant sprach, er war der ehrwürdigere Mann,  
lebensehrenere, er zu fragen begann

mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre

von den Leuten im Volke, „oder welches Geschlechtes du seist.

vor Consonanten immer genau, weshalb er auch v. 8 *huer* und v. 58 *hwerdar* edirt. Wenn derselbe Herausgeber, ebenfalls der Allitteration wegen, in v. 54 das **H** auswirft, wo es die Handschrift hat, so wird es dort, wie Grimm (Gramm. II, 168) bemerkt, nicht bloß durch die Allitteration, sondern auch durch die Etymologie (das altnord. *raena*) „verurtheilt.“ Feussner hat sich sowohl an unserer Stelle als v. 54 an die Handschrift gehalten, also weder hier die Spirans eingeführt noch v. 54 dieselbe ausgeworfen, wodurch er jedesmal eine Doppelallitteration mit gekreuzten Liedstäben (abab) erhält.

v. 6. Das Praefixum *gi*, welches sich in der neuern Sprache nur noch bei Verbis im Participium des Praeteritum (als: *ge*) und in der Composition (gehören, gestehen) erhalten hat, ward in der ahd. sowohl Nominibus (substantivis und adjectivis) und Pronominibus als Verbis in den übrigen Modis beigefügt, und scheint meistens eine Verstärkung der Bedeutung, zuweilen auch (wie noch jetzt) einen Unterschied des Sinnes, dem Simplex gegenüber, bewirkt zu haben. So erhält unser Verbum *mahalian* oder *mahljan* (von *mahl* = sermo, colloquium, concio, curia, Gerichtsstätte) im Imperfectum das Praefixum ohne Veränderung der Bedeutung, dagegen findet sich das Participium *gimahlit* (im Héliand, 8, 3) für Verlobter, daher *gemahel* = der oder die Versprochene, Bräutigam, Braut. — Auch die altdeutsche Poesie hat ihre feststehenden epischen Formeln, und wen erinnerte das viermal in unserm kurzen Bruchstücke wiederkehrende: *H. gimahalta*, *H. sumu* nicht an das homerische: τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη?

v. 7. *frôt*, im Héliand *frôd* oder *fruod*, erfahren, weise. Als Gegensatz zu dem mit *frôd* bezeichneten Vater heissen die Söhne im Héliand *iunga man*, so dass unser Vers nur ganz gewöhnliche Epitheta ornantia enthält, ohne anzudeuten, dass der Vater aus Vorsicht gefragt habe. *ferah*, *ferh*, mhd. *verch* bedeutet 1) Seele im eigentlichen Sinne, 2) Leben. — Nach der Parenthese wird durch *fragen gistuont* das *gimahalta* wieder aufgenommen und zugleich das Reden näher als Fragen bezeichnet. Dass das Verbum *standan* „auxiliarisch“ gebraucht werde in der Bedeutung: im Begriffe stehen, beginnen, s. Grimm Gramm. IV, 96.

v. 8. *fôh* (paucus) wenig. Ueber den Instrumentalis s. zu v. 31.

v. 9. Der Genit. Plural *fireô* (im Héliand *firiho*, mortalium, hominum), von einem Worte, von welchem sonst nur noch der Dat. Plur. (*firilum*, *firihon*, *firion*) vorkommt, und welches als allgemeiner Ausdruck für Männer, Leute zu den bei v. 5 aufgezählten Synonymen ungefähr ebenso sich verhält, wie der Pluralis *man*. Es hängt wohl natürlicher von *wer*, als von dem



10 **ibu du mi ĕnan sagès, ik mi dè ôdrè wèt.**  
**chind, in chuninriche chûd ist mi al irmindeot.**

10 Wenn du mir einen sagest (nennest), ich von selbst die andern weiss,  
Kind, im Königreich bekannt ist mir all die (die ganze) Stammgenossenschaft.“

folgenden *folche* ab: wer von den Leuten im Volke. — Das Fehlen der Allitteration in Verbindung mit dem schroffen Uebergange aus der indirecten in die directe Rede hat auf die Vermuthung geführt, dass hier etwas ausgelassen sei. Lachmann und Feussner nehmen an, dass zwei halbe Verse ausgefallen seien und letzterer versucht eine Ergänzung. Simrock (im altdeutschen Lesebuch) meint, es sei nur statt *cnuosles* ein allitterirendes Wort herzustellen; es möchte aber schwer sein ein solches aufzufinden. Hofmann, der mit Beibehaltung des Zusatzes *Heribrantes sumu* aus v. 7—9 vier Verse gemacht hat, versetzt aus v. 11 das Wort *chind* in v. 9 (bei ihm v. 10) nach *cnuosles* und erhält dadurch (für seinen v. 10) eine zweimalige Allitteration, aber keine dreifache. Derselbe weist den schroffen Uebergang aus der indirecten Rede in die directe als eine gewöhnliche epische Freiheit („vielleicht Schönheit“) aus der *Vilkinasaga*, der *Völsungasaga* und dem *Héliand* nach.

v. 10. Auffallend ist sowohl der Artikel in diesem Verse, da derselbe sonst in unserm Gedichte nicht vorkommt, als der Dativ des Reflexivums *ik mi wèt*, der ein Analogon in v. 36 hat, *du bist dir . . . . spahër*. J. Grimm (Gramm. IV, 34) hat denselben bloß als merkwürdig bezeichnet. Wilbrandt meint, das *mi* sei ein altsächsischer, nicht ahd. Pleonasmus und bedeute: von selbst, ohne dass du sie nennst.

v. 11 hat die (hier befolgte) Interpunction Feussner's den Vorzug vor der Lachmann'schen, der *chind in chuningriche* zusammenfasst und noch mit dem vorhergehenden Verse verbindet, daher also übersetzt: Wenn du mir einen sagst — Kind im Königreiche: kund ist mir alles Menschenvolk. Nicht minder zahlreich als bei den zu v. 5 gesammelten Synonymen für den Begriff Mann sind die altdeutschen Bezeichnungen, welche unserm: „Volk, Leute“ entsprechen und, wie dort, hat auch hier jede ihre besondere, sie von der andern unterscheidende Kraft. Denn ausser den noch in unserer Sprache vorhandenen Wörtern: *liudi* (*liuti* v. 13), *folc*, *heri* finden sich nicht nur einfache Synonyma: *wërod* (von *wer* = *vir*), die Gesamtheit der Männer, *thioda* oder *deot* v. 20, welches die gemeinsame Abstammung und Sprache zu bezeichnen scheint, *gisidhi* die Schaaren, welche die Kriegsfahrt mitmachen, *eorid* (*legio*, *turma?*), sondern auch eine ganze Menge längst untergegangener Composita, namentlich zu *folc* und *thioda*. Das letztere wird hier (wie im *Héliand*) mit dem räthselhaften *irmin* zusammengesetzt, welches wieder v. 28 in der Zusammensetzung mit *got* erscheint. Diese Composition *Irminthioda* oder *Irmindeot* bezeichnete ursprünglich zunächst die Völkerfamilie, welche nach Tacitus *Hermiones* hiess und den Gott *Irmino* als ihren Stammvater ansah, wie *Irmingot* den allgemeinen diesen Stämmen gemeinsamen Gott und das bekannte *Irmisil* die dem gemeinsamen Gotte (Stammvater) errichtete Säule, das Symbol der grossen Stammesgemeinschaft; in der Folge aber muss *Irmindeot* überhaupt die gemeinsame Abstammung, die Stammesgenossen bezeichnet haben, wie es denn

**H**adubraht gimahalta, **H**iltibrantes sunu,  
„dat sagètun mî úserè liutî,  
**altè** anti frôtè, deá **êr** hina wârun,

Hadubrant sprach, Hiltibrant's Sohn,

das sagten mir unsere Leute,

alte und erfahrene, die früher (als er) hinstarben,

natürlich auch hier nicht mehr speciell von den Hermionen gesagt sein kann. Auch im Héliand wird *irminthioda* gebraucht, wenn von der Einheit, dagegen *elitheoda*, wo von der Verschiedenheit der unter der römischen Herrschaft vereinigten Stämme die Rede ist, wie an unserer Stelle von denen, welche im Königreiche zu einem und demselben Stamme gehören. Vgl. Vilmar a. a. O. S. 46 f., welcher genauer auf die Bedeutung eingeht, als J. Grimm (Mythol. 106 u. 326), wo es nur heisst: *irmin* habe in der Zusammensetzung einen allgemeinen, verstärkenden Sinn.

Da v. 13 die Allitteration fehlt, wie auch v. 27, so ist den Vermuthungen ein weites Feld geöffnet. Lachmann will nichts ändern, sondern sich mit dem Endreim begnügen, den er einen thüringischen nennt, Feussner durch die Emendation: *sus êr* (statt: *usere*) mit der Erklärung: so vorzeiten die Allitteration herstellen. Dass der Endreim der allitterirenden Poesie nicht ganz fremd sei, beweist schon der erste der beiden Merseburger Sprüche, und wie dort, so kömmt er auch in unserm Gedichte in Verbindung mit der Allitteration vor v. 53, 55 u. 64, aber von einem Reime ohne die Allitteration würde v. 13, wenn er richtig überliefert ist, das einzige Beispiel aus jener frühen Zeit sein.

v. 14 hat Feussner geglaubt, die erste Vershälfte habe ganz die Anlage zu einer verschränkten Allitteration, da die beiden an Sinngehalt gleich bedeutsamen, aber verschieden anlautenden Adjective *alte* und *frôte* auch in der zweiten Vershälfte zwei Liedstäbe erwarten liessen. Daher schlägt er vor, statt *warun* zu lesen: *vuorun* oder *förun* und diese Emendation, die er selbst nicht in den Text aufzunehmen gewagt hat, ist von Vollmer, dessen „berichtigter Text“ sonst dem handschriftlichen sehr nahe steht, adoptirt worden. Mir scheint es nicht gerathen, den äusserst milden euphemistischen Ausdruck für: sterben, dahin sein, einer Verstärkung der Allitteration zu opfern. Gerade in den euphemistischen Ausdrücken und Umschreibungen für sterben hat unsere alte poetische Sprache einen bewundernswürdigen Reichthum. Denn neben den einfachen Verbis (simplicibus): *dôian* (daher: Tod), *sterban*, *sveltan* (deficere, ursprünglich des Hungertodes sterben), *quelan* (langsam und qualvoll sterben), *aslâpan* (entschlafen), finden sich theils Composita, so mit *hinan* (Grimm's Gramm. II, 894), wie *hina-wësan* (perire), wovon unser *hina-wârun*, *hina-varan* (hinfahren), *hinan-wendian* (sich von hinnen d. h. von der Erde wenden), theils Umschreibungen, wie: *werold wehslon* (das Leben wechseln), *scacan ellior* (dahin scheiden, fortgehen), *that lif geban* (das Leben geben), *afgeban a) these werold* (diese Welt oder dieses Leben), b) *thit liocht* (dieses Licht), c) *gardos* (die Wohnung, nämlich die irdische), *gadulingo gimang* (der Verwandten Umgang), *fortlâtan a) mammo* oder *liudio drom* (verlassen der Leute Getümmel?), b) *eldeo barn* (die Söhne der Zeit verlassen), c) *thit liocht*,

15 dat **Hiltibrant** haetti **min** fater; ih heittu **Hadubrant**.  
**forn** her **ôstar** giweit **flôh** her **ôtachres** nid-  
hina miti **Theotrihhe** **enti** sinerô **deganô** filu.  
her furlaet in lante **Iuttila** sitten  
**prût** in **bûre**, **barn** unwahsan;

15 dass Hiltibrant hiess mein Vater; ich heisse Hadubrant,  
Einst er ostwärts ging (zog), floh (er) Odoaker's Hass,  
hin mit Dietrich und seiner Degen vielen.  
Er (ver)liess im Lande hülflos sitzen  
Die Gattin im Hause, den Sohn unerwachsen;

*sôkian licht ôdar* (ein anderes Licht oder Leben suchen). Unsere ganze Stelle (v. 13—15) trägt den Charakter euphemistischer Umschreibung der einfachen Antwort: mein Vater hiess Hiltibrant.

v. 15 haben Lachmann und Vollmer einen vierfachen, Simrock einen dreifachen, Wackernagel nur einen zweifachen Liedstab angenommen.

v. 16. *ostar* = ostwärts, davon v. 55 *ostarliuti*: die Leute nach Osten hin. *gîwitan*, gehen, ziehen, praet. *gîwêt*, mit fränkischem Diphthong *giweit*. Die zahlreichen Synonyma sind: *gangan*, *faran*, *faran an fathie* oder *an ganga* (ire per pedes), *huarbon* oder *huerban* (conferre se aliquo, iter dirigere), *wendian* als verbum neutrum (se convertere, se conferre), *sithon*, von *sith* = Weg (meare, proficisci, vehi), *stapan* (gradi, incedere, vestigia ponere), *lithan*, wovon v. 40 *seolidante* (proficisci, ferri, vehi, navigare), *werthan an sithie* (in via esse).

v. 17. *miti*, sonst Adverb, ist hier und im letzten Verse als Praeposition (für *mid*) vom Abschreiber eingeführt, wie das auch im Codex Cottianus des Heliand der Fall ist. Odoaker's Hass traf den Hildebrand nur mittelbar, nämlich insofern er Theodorich als treuer Dienstmann (*degan*) folgte. Ueber *degan* oder *thegan* s. zu v. 5.

v. 18. *Iuttila* ist nicht Accus. sing. femin. zu *prût*, sondern Accus. Plural. neutr. zu den beiden im folgenden Verse enthaltenen Objecten, da im Ahd. gerade bei Personen verschiedenen Geschlechtes ein auf beide bezügliches Pronomen, Adjectivum und Participium in den Plural des Neutrums zu stehen kommt, s. Grimm Gramm. IV, S. 279. Um die sich hier aufdrängende Bedeutung: hülflos, bejammernswerth dem Worte *Iuttila* beilegen zu können, vergleicht Wackernagel dasselbe mit *wenec*, *weineg* (von: weinen): zu beweinen, erbarmenswerth.

v. 19. *prût* oder *brût* wird vielfach auch von Vermählten gesagt. — *bûr* für Haus, Wohnung hat sich im mhd. *nabûr* und *gebûr* (Nachbar) und im Nhd. Vogelbauer noch erhalten und hat den Nebenbegriff der Eingezogenheit. Das Asyndeton darf nicht verleiten, die Worte *barn unwahsan* als Bezeichnung der jungen Frau anzusehen, es ist natürlich der junge Hadubrant selbst.

20 **arbeolaosa** her **laet** **astar** **sina** **deot**.  
**Sid** **Dētrihhe** **darbā** **gistuontun**  
**fateres** **mīnes**; **dat** **was** **sō** **friuntlaos** **man**,  
her **was** **Ōtachre** **ummet** **irri**,

20 Erbenlos liess er zurück sein Volk.

Später Dietrich Entbehrungen entstanden (der Verlust traf)  
meines Vaters, das war ein so freundloser Mann,  
er war auf Odoaker maasslos erzürnt,

v. 20 ist in der Handschrift offenbar verdorben, und unter den Emendationsversuchen hat der Lachmann'sche, obgleich er der Handschrift am treuesten folgt (*arbeolaosa — er ret ostar hina — det*: erblos — er ritt gegen Osten fort — das Volk), keinen Anklang gefunden, ist vielmehr, wie Lachmann im Nachtrage selbst sagt, W. Grimm nicht als natürlich erschienen, wogegen der Feussner'sche von Vollmer in den Text aufgenommen worden ist. Diesem Beispiele bin ich gefolgt, da wir so einen trefflichen Sinn erhalten. Nachdem nämlich der Dichter hervorgehoben hat, was Hildebrand bei seiner Flucht als Familienvater zurückgelassen, wird auch erwähnt, was er als Fürst, durch sein Schicksal berührt, zurückliess, und dieses ist sein Volk (*deot*). Diesem hinterlässt (*laet astar*) er keinen Nachfolger in der Regierung, weil sein unmündiges Kind augenblicklich deren Führung noch nicht übernehmen konnte. Um sich zu überzeugen, wie vollständig Feussner seine Emendation in jeder Beziehung gerechtfertigt hat, lese man seine Ausführung selbst nach. *arbeolaosa* ist (nach Grimm Gramm. II, 417) zusammengesetzt aus dem Substantiv *arbe*, dem Compositions-vocal *o* und dem Adj. *lōs*, dessen Form *laos* auch durch *friuntlaos* v. 22 bestätigt wird. Zur substantivischen Composition diene nämlich in der Zusammensetzung zweier Nomina der Vocal *a*, zuweilen aber auch der Vocal *o* als Bindemittel. Dieser wird an das erste, von seiner Flexion entblösste Wort gefügt und so wird jedes Compositum wenigstens dreisilbig. Während das *a* bei weitem der häufigste Compositions-vocal ist, erscheint gerade in den ältesten, von den Römern überlieferten deutschen Eigennamen *o* als Bindemittel, so: Lang-*o*-bardi, Marc-*o*-manni, Teut-*o*-burg, Mar-*o*-bodvus, Ari-*o*-vistus, Ingui-*o*-merus, u. s. w. (wogegen *Idist-a-viso*, wenn es Compositum ist, der Regel folgt). Mit *arbeolaosa* vergleicht Grimm a. a. O. *mare-o-sēo* im Wessobrunner Gebet v. 5 als Analogon. Allein in unserm Gedichte findet sich sonst der freilich erst im 10. Jahrh. allmählig aus dem Gebrauche verschwindende Compositions-vocal nicht, weshalb Graff (I, 105) und Wilbrandt *arbo* für den Genit. Plur. nehmen.

v. 21. *darba* Nom. plur., der Singular ist nur in der altsächsischen Form *tharf* (Be dar f) erhalten.

v. 22. Ueber die auch schon in unserer alten Sprache vorhandene Vorliebe zu dem unbestimmten Neutralausdruck *dat* in Verbindung mit Substantiven masc. und fem. gen. s. Grimm's Gramm. IV, 275 f. — Hildebrand war zuletzt Dietrich's einziger Kampfgenosse, daher war letzterer nach des ersteren Tode, der hier unterstellt wird, ein freundloser Mann.

v. 23. *ummet*, altsächsische Form für *ummēz*, subst. neutr. in dem Accus. als Adverb. maasslos. — *irri* (ira?) auch im Héliand in der Bedeutung erzürnt.

**deganô dechisto, unti Deotrihhe darbâ gistontun;**  
25 her was êo folches at ente, imo was êo feheta ti leop; 33  
**chûd was her . . . . . chônne m annum,**  
ni wâniu ih iu lib habbê . . . . .“  
„W . . ttu Irmingot“, quad Hiltibraht, „Obana ab hevane

der Degen Werthester, bis dem Dietrich (dessen) Entbehnung entstand.

25 Er war stets an des Volkes Spitze, ihm war stets Kampf (zu) lieb;  
Kund war er kühnen Männern,  
nicht wâhne ich, dass er mehr (noch) das Leben habe . . . . .

„Zum Zeugen ruf ich Irmingot“, sprach Hiltibrant, „oben vom Himmel,

v. 24 hat Feussner die Lesart der Handschrift vertheidigt auf den (freilich von andern bestrittenen) Grund, dass sowohl der alt- als mittelhochdeutsche epische Vers nicht bloß im Anfang als Auftakt, sondern auch im Innern zweisilbige Senkungen erlaube. — *decchi* (von *denkan*), dessen man gern gedenkt, lieb, werth. — *unti* = bis dass, hat ein *i* am Ende, wie v. 17 *miti*. Der Sinn ist: bis er dem Theodorich durch den Tod entrissen ward, also bis an sein Lebensende. Er verschaffte sich also nicht etwa durch Aussöhnung mit Odoaker die Rückkehr in's Vaterland.

v. 25. *êo*, später *ie*, welches sich noch mit der Negation (*nie*) erhalten hat, je, immer. — *feheta*, mhd. *vehete* = Kampf; der Vocal *e* zwischen dem Stammauslaut *h* und der Ableitungssilbe *ta* ist in ähnlichen Wörtern nicht vorhanden (Grimm's Gramm. II, 205). — *leop*, im Heliand *liof*, *liob*, Dativ *ti lioba*, *te liobe*, *te leobe* zu Liebe.

v. 26 ist nicht vollständig. Feussner vermuthet, dass das Ausgefallene enthalten habe, wodurch Hildebrand kühnen Männern bekannt war, und schlägt, um zugleich den zweiten Liedstab zu gewinnen, vor: *duruh chônî*: ob seiner Kühnheit.

Der unvollständige v. 27, welchen Lachmann sogar für einen prosaischen Schluss „dieses Bruchstückes“ erklärt und Feussner ergänzt hat, gibt den Sinn: nicht, wâhne ich, mehr noch habe er das Leben, welchen Wilbrandt wohl zu voreilig als ungereimt bezeichnet, da er vielmehr die aus den vorangehenden unzulänglichen Gründen gezogene Schlussfolge enthält. Ebenso schliesst ja auch die folgende Rede des Sohnes v. 43, mit der ausdrücklichen und an dieser Stelle noch bestimmtern Versicherung, dass sein Vater todt sei. Schon Lachmann fand das Fehlen des *daz* bei dem Coniunctiv nach *ik waene* nicht auffallend, eher das Fehlen des Subjects *er*, weil der fränkische Stil die Personalpronomina schon mehr liebt.

v. 28 scheint Vollmer's Erklärung *wéttu* st. *wéttiu*: ich lasse wissen, rufe zum Zeugen den besten Sinn zu geben, ähnlich dem, welchen schon J. Grimm (altd. Wälder II, S. 105) durch Annahme eines Imperativs von *witan*: Zeuge sein vermuthet hatte. Feussner's Ergänzung *wesstu* nöthigt zur Annahme einer doppelten Einschaltung („Weisst du — bei Gott, rief Hildebrand, dem Grossen im Himmel oben — dass“), passt nicht zu dem Ausdruck: „oben her vom Himmel“, kann zum Missverständnisse, als wenn der *Irmingot* angeredet werde,

**dat du neô danahalt dinc ni gileitôs**  
**30 mit sus sippan man** . . . . .  
**want her dô ar arme wuntanê bougâ**  
 Dass du nie weiter Streit fûhrest  
 30 mit so verwandtem Manne . . . . .  
 Er wand da vom Arme gewundene Ringe,

Veranlassung geben (da im Urtexte die Praepos. bei nicht ausgedrückt ist) und enthält überdies metrische Schwierigkeiten: *wesstu* soll nämlich durch Elision des u (trotz der hier nöthigen Pause) einsilbig und zwar als kurzer Auftakt des Verses gemessen werden. — Ueber *Irmingot* s. zu v. 11. Der Begriff *universalis*, den Widukind von Corvey dem Worte *Irmin* beilegt, gehört einer spätern Zeit an, als unser Lied, vgl. Vilmar's Alterthümer im Héliand S. 47 Anm.

v. 29. *nêodanahalt* wird von J. Grimm (Gramm. III, 223) in ein Wort geschrieben und durch *non amplius* erklärt, wobei er auf ein *êodanahalt* für *amplius* schliesst, welche Partikeln besser von der Zukunft, als von der Vergangenheit gebraucht werden können. Wenn man daher *gileitos* nicht (mit Lachmann) als Praet. Indic., sondern (mit Wilbrandt) als Praes. Coniunctiv fasst, so erhält man den in der Uebersetzung gegebenen Sinn: dass du nie wieder Streit fûhrest, d. h. führen wirst (magst).

v. 31. Die althochdeutsche Praeposition *ar*, *er*, *ir*, *ur* hat in allen diesen Formen dieselbe Bedeutung und entspricht unserm nhd., ihr gar nicht verwandten: *aus*, neben welcher auch die Bedeutung: von nicht bloß an unserer Stelle vorkommt (Graff I, 400). Man kann nicht nachweisen, dass eine der vier Formen älter sei, als die andere (neben *ar* hat unser Lied v. 1 *ur*), nur ist *ur* unter allen die seltenste. — *want* und *wuntan* von demselben Verbum *windan*: winden. — *bougâ* (von *piogan*: krümmen, biegen) Armringe, spiralförmig gewundene (wofür der technische Ausdruck *wuntane*), und zwar goldene, aus Kaisermünzen gemachte, weshalb Hofmann v. 32 den Pluralis *cheisuringum* in den Text aufgenommen hat. Die Aenderung ist jedoch nicht nöthig, wenn man das Wort (mit Wilbrandt) als ein Collectivum für: vorzüglich feines Gold (unser: Ducatengold) nimmt. Der Casus ist der sog. Instrumentalis, welcher in der ältern Sprache, gleich dem latein. Ablativus instr., Verhältnisse bezeichnete, welche später mit der Praeposition *von* oder (namentlich bei privativen Begriffen) durch den Genitiv ausgedrückt werden. Er kömmt in unserm Gedichte viermal v. 8, 32, 38, 47 vor und zwar meist mit einem Accusativus, denn bei v. 8 kann ein persönlicher Accusat. ergänzt werden. Er verschwand schon früh aus dem Gebrauch und unser Lied hat schon an drei Stellen v. 35, 38, 50 die Praeposition *mit* statt desselben. — Der Begriff des Thuns hat in unserer alten Sprache einen mannichfaltigen Ausdruck gefunden, theils durch zahlreiche Synonyma, theils durch verschiedene Formen desselben Stammes; so finden sich bloß im Héliand die Synonyme: *duan* (thun), *wirkian* (bewirken) mit den Nebenformen: *werkian*, *wercon*, *givercon*, dann *gerwian* (bereiten), *macon* (machen), *frumian* (begehen, verrichten), *lestian* (leisten), *driban* (treiben, ausüben), *strumian* (verfertigen), *waron* und *givaron* (gewähren).

**cheisingû gitân,** **só ime sê der chuning gap,**  
**Hüneô truhtin,** „dat ih dir it nu bi **huldi gibu.**“  
**Hadubraht gimâlta,** **Hiltibrantes sunu,**  
35 „mit **gêrû** scal man **geba infâhan,**

Aus Kaisermünze gemacht, wie sie ihm der König gab,  
der Hunnen Herr, „so dass ich dir's nun aus Huld gebe.“

Hadubrant sprach, Hiltibrant's Sohn,

35 mit dem Ger (Speer) soll der Mann Gaben empfangen,

v. 33. *truhtin*, im Héliand *drohtin*, Herr, in der Regel nur von Gott oder Christus gebraucht, während der irdische Herr *thiodan* (von *thiod* = Volk), *fraho* mit mehreren Nebenformen (*frao*, *fro*, *froho*, *fraio*), *herro* (contrahirt aus dem Comparativ *hêrôro* vom Adjectiv *her*, vgl. v. 6) heisst. Der schroffe Uebergang zur directen Anrede, den Hofmann bei v. 9 für eine epische Freiheit, ja Schönheit erklärt und durch Beispiele belegt, wird von demselben in dieser Stelle weggeschafft oder wenigstens gemildert durch ein eingeschobenes *quad*... *Hadubrant*, welches jedoch nicht nur eine gar künstlich verschränkte Wortstellung zur Folge hat („dat ih“, *quad*, „dir, Hadubrant, nu bi huldi gibu“), sondern auch noch auf den vorhergehenden Vers zurückwirkt, aus welchem „*der chuning*“ hinausgeworfen wird, um „*Hüneô truhtin*“ hineinzubringen. Dazu kommt noch der Uebelstand, dass *quad* kein Subject hat und das Missverständniss, den folgenden Vocativ *Hadubrant* als Nominativ zu *quad* zu ziehen um so näher liegt, als man aus allen übrigen Stellen des Liedes gewohnt ist, zu *quad* den nächstfolgenden Eigennamen als Subject zu verbinden und nicht diesen als Vocativ davon zu trennen. Dass endlich auch noch das *it* der Handschrift preisgegeben ist, kommt bei so bedeutenden Aenderungen freilich kaum in Betracht.— *bi huldi* gehört zu den praepositionalen substantivischen Adverbien, welche gebildet werden, indem dem Casus eines Substantivs, der schon für sich den adverbialen Begriff ausdrückt, zur Hervorhebung dieses letztern eine Praeposition beigefügt wird, ohne dass sich die Bedeutung ändert. — Zur klaren Auffassung des Sinnes bemerkt Wilbrandt: „mit gemüthlichem Humor gibt der Alte seinem Geschenk die Form eines Loskaufs vom Kampfe, natürlich voraussetzend, auch Hadubrant wolle mit dem Vater nicht kämpfen. — Vor unsern Augen steht's, wie Hildebrand sich freundlich nähernd, das auf der Hand darbot, was er es nannte.“ Den Hildebrand aber den „heitern Vaterscherz“ so weit treiben zu lassen, dass er nicht aus Wohlwollen (wie Lachmann *bi huldi* auffasst, dem auch Grimm's Uebersetzung: gratiose, beistimmt), sondern, wie Wilbrandt meint, „aus Ergebenheit, mit huldigendem Sinne dies Anerbieten mache, scheint für unser Volkslied zu kunstmässig.

v. 35. Es werden in unserm Gedichte überhaupt vier Arten des Kampfes unterschieden: 1) Stechen mit dem Ger (v. 35), denn dass der Ger nicht zum Werfen gebraucht wird, wie in späterer Zeit, geht aus dem Zusatze: Spitze gegen Spitze (v. 36) hervor. 2) Werfen mit dem Speer (v. 38), also ebenfalls der umgekehrte Gebrauch dieser Waffe im Vergleich mit der spätern Zeit. 3) Schwertkampf (v. 50), 4) Kampf mit der Streitaxt. Die beiden

ort widar orte. du bist dir, altër Hün,  
unmet spàhèr: spenis mih mit dinèm wuortun,  
wili mih dinù sperù werpan.  
pist alsó gialtèt man, sò dà êwin inwit fòrtós.  
40 dat sagètun mi sèolidantè  
westar ubar wentilsèo, dat inan wic furnam;

Spitze wider Spitze Du bist dir, alter Hunne,  
ohne Maassen schlau, lockest mich mit deinen Worten,  
willst mich mit deinem Speere werfen,  
du bist ein (eben)so gealterter Mann, als du ewigen (von jeher) Trug übiest,  
40 das erzählten mir Seefahrer,  
nach Westen hin (segelnd) über den Wendelsee, dass ihn Krieg wegraffte;

ersten Arten des Kampfes erwähnt der Sohn, die beiden andern der Vater. — Das Verbum: *ih scal* (infin. *sculan*), sollen, müssen hat sich noch im Englischen *to shall* erhalten und wird, wie dieses, fast nur als Hilfsverbum für den Ausdruck der Zukunft oder zur Bildung des modus conditionalis gebraucht. *man* nimmt Grimm (Gr. III, 7) an unserer Stelle für das unpersönliche Pronomen; einen bessern Sinn gibt die Auffassung als Substantiv, welche sich in Feussner's und Vollmer's Uebersetzung findet. In *geba infuhan* erscheint der Genitiv Partitiv schon in den Accusativ übergegangen, während er sich im Altsächsischen (im Heliand) bei dem Verbum *fahan* noch länger erhalten hat, weshalb Wilbrandt hier den Genitiv *gëbono* einführt. Lachmann bemerkt im Nachtrage zu seiner Abhandlung, der sprüchwörtliche Ausdruck an unserer Stelle beruhe auf dem Gebrauche, dass man Gaben, besonders aber den Ring, den man dem Andern schenken wollte, auf die Spitze des Speeres oder des Schwertes steckte, und dass ihn der Andere ebenso auf der Spitze empfing. J. Grimm hat ihm die Belegstelle dazu mitgetheilt. Hadubrand weist also die vertrauliche Annäherung Hildebrand's und dessen Vorgeben, er sei sein Vater, als eine Hinterlist ab und besteht auf dem Kampfe.

v. 36 *ort*, gr. *ὄρος*, äusserster Punkt, Ende, Spitze. — Ueber den Pleonasmus *dir* vgl. v. 12.

v. 37 *spàhi* schlau, klug. — *spenis* von *spanan* locken, hintergehen.

v. 38. Ein zweites Beispiel von der unmittelbaren Aufeinanderfolge des reinen Instrumentalis und der Construction mit der Praeposition *mit* findet sich v. 50 u. 51; doch hat Lachmann an der letztern Stelle das *mit* des Versmaasses wegen gestrichen.

Den Sinn von v. 40 fasst Wilbrandt zusammen in die Worte: du bist im Truge ergraut. Das Wort *inwit* bedeutet eigentlich Verstrickung von *wëten* ins Joch binden, dann Trug, List. — *êwin* Adjectiv, nicht Adverbium.

v. 41. Die westwärts (*westar*) über den Wendelsee d. h. über das Mittelmeer fahrenden Seeleute (auch im Heliand: *seolidandi*) sind, wie Feussner bemerkt, Oströmer, von denen er gehört haben mochte, dass sein Vater auf einem der Einfälle Attila's in's byzantinische Reich gefallen sei. Derselbe Interpret hat gegen Lachmann gezeigt, dass an eine Erwähnung des



tôt ist **Hiltibrant**, **Heribrantes** suno.  
**Hiltibraht** gimahalta: „wela gisihu ih in dinem **hrustim**,  
dat du **habès hème** **hèrron** góten,  
45 dat dû noh bi **desemo ríche** **reccheo** ni wurti.  
**Welaga!** nu, **waltant** got, **obquad** **Hiltibrant**, **wèwurt** skibit!

totd ist Hiltibrant, Heribrant's Sohn

Hiltibrant sprach: wohl sehe ich an deiner Rüstung,  
dass du habest daheim (noch) einen guten Herrn,

45 dass du noch von diesem Reiche Verbannter nicht wurdest.

Wehe! nun, waltender Gott, sprach Hiltibrant, geschieht Wehgeschick.

Unterganges der Burgunden in unserm Liede nicht zu denken sei, wie dies Hildebrand's Antwort beweise: vor keiner Burg habe man ihm den Tod gegeben, obgleich man ihn stets an die gefährlichste Stelle des Streites gestellt habe. Offenbar geht daraus hervor, dass er von dem grossen Kampfe der Burgunden mit den Hunnen nichts weiss. Auch wäre es sonderbar gewesen, wenn Hadubrand durch von Osten kommende Seefahrer diesen Kampf im Norden erfahren hätte. Nicht minder überzeugend ist endlich Feussner's Vertheidigung der glücklichen Emendation Schmeller's (im Glossarium zum Héliand unter *niman*) *ina* für das handschriftliche *man*, welcher auch Jac. Grimm (Mythol. I, 181) gefolgt ist. Demnach ist Vollmer's weit stärkere Aenderung des Textes nicht nöthig.

v. 43. Die Rede Hildebrand's geht bis v. 60, sie beginnt und schliesst mit einer Erwähnung der Rüstung: ich sehe zwar an deiner Rüstung, dass du noch einen guten Herrn hast, doch (v. 53) magst du nun, wenn du Kraft dazu hast, Rüstung gewinnen. Ueber die Herstellung der Leseart s. Feussner. — Vom Adjectiv gut existirt nur im Nhd. ein diesem Stamme entsprechendes Adverb; den Begriff *bene* drückt das Ahd. durch *wēla* aus, welches in *wola* übergeht (s. den zweiten Merseburger Spruch), mhd. *wol*, nhd. *wohl*.

v. 45. *bi desemo ríche* erklärt Lachmann: durch diese (dieses Landes) Obrigkeit, da noch im 13. Jahrh. *riche* oft für König stehe. Dass der Begriff bei in: von übergehe, wie sich dies noch im Englischen by erhalten hat, zeigt Grimm Gramm. IV, 782 f. — Aus der alten Form *wreh*, wovon *rēchon*: bestrafen, ist durch Aphaeresis *reh*, *recchio* (im Héliand: plural. *wrekcion*) geworden; aus dem Begriffe: Verbannter folgte der weitere: umherirrender Abenteurer, dann Held (*reke*).

v. 46. *welaga* ist ein durch *lá* (= *o!*) verstärktes *wēh* = weh! mit einer Anhängungsilbe, wie das griech. *εὐγε* und lat. *euge*; die ursprüngliche Länge des Vocals ist bereits verschwunden, dagegen die klagende Bedeutung, welche sich später in die allgemeinere des bloßen Rufs verliert, noch vorhanden. — *wurt* ist nach einer ahd. Glosse (Graff I, 992) das Fatum, im Héliand erscheint dies Wort als ein persönliches Wesen (die Parze) bezeichnend.

ih wallôta sumarô **ment** **wintrô** **sehstic** **ur lante**,  
dâr man mih **éo scerita** **in folc sceotantêrô**,  
sô man mir at **burc ênigeru** **banûn ni gifasta**,  
50 nû scal mih **suâsat chind** **suertû hauwan**,  
**brêtôn mit sinû billiû**, **heddo ih imo ti banin wêrdan**.

Ich wallte der Sommer und Winter (zusammen) sechszig ausser Landes,  
da man mich stets schaarte (stellte) ins Volk (in die Schaar) der Schützen;  
(auch) so brachte man mir bei keiner Burg den Tod bei;

50 nun soll mich das eigene Kind mit dem Schwerte hauen,  
zermalmen mit seiner Streitaxt, oder ich ihm zum Tödter werden.

v. 47. Nach einem angelsächsischen Zeugniß blieb Dietrich 30 Jahre ausser seinem Reiche; dasselbe sagt die Vilkinasage mit einer unbedeutenden Abweichung. Daher ist die Zahl 60 durch 30 Sommer und 30 Winter zu erklären, sonst müsste ja Hadubrand dem Greisenalter nahe gewesen sein, als er mit seinem Vater kämpfte, während er in allen Darstellungen als ein vollkräftiger, ungestümer Held erscheint. s. W. Grimm, deutsche Heldensage. S. 26.

v. 48. Grimm (Gr. III, 6 f.) sagt über *man*: „der Gothe verwendet sein Substantiv *man* oder *manna* in positiven Sätzen durchaus noch nicht abstract auf die heutige Weise, es bedeutet ihm jederzeit das concrete homo. Nur wenn die Verneinung *ni* unmittelbar vorausgeht oder sich überhaupt im Satze darauf bezieht, entspringt der Sinn *ὄντις*. Eine merkwürdige Uebereinstimmung mit dem Latein, in welchem homo nicht gleich dem französischen *on* (früher *om*, *hom*) gebraucht werden darf, hingegen *nemo* (verkürzt aus *ne homo*) ganz dem gothischen *nimanna* gleicht. Doch die frühesten althochdeutschen Denkmäler kennen schon jenes unpersönliche *man*“, so v. 48 u. 49. — *scerian* (disponere, ordinare) ist, wie Lachmann bemerkt, gewöhnlicher Ausdruck vom Gebietenden und vom Schicksal. — *sceotantero*, von *sciotan* (jaculari), *jaculatores*, die den *gêr* werfen, und in der vordersten Reihe (*folches at ente* v. 25) stehen. Hildebrand sagt also: wiewohl ich im Kampfe stets an den gefährlichsten Stellen stand, so hat mich doch der Tod bisher nicht getroffen, und nun soll mein Sohn mir ihn bereiten, oder ich ihm!

v. 49. *sô* mit folgendem *ni* = auch so nicht, dennoch nicht (*οὐδ' ὄντις*, *οὐδ' ὄντως*). *bano* Tod vergleicht Wackernagel mit *φόνος* und *funus*.

v. 50 bemerkt Lachmann, dass nicht etwa eine dritte Alliteration in *scal* anzunehmen sei, denn die enge Verbindung der Laute *sc*, *sp* und *st* erlaube keine Alliteration derselben mit anderm *s*. — Nach Grimm (Gr. IV, 499) hat in der altsächsischen Sprache der Nom. Sing. aller Geschlechter überall seine Flexion eingebüsst und unterscheidet sich dadurch wesentlich vom Ahd. Nur einzelne altsächsische Pronomina haben das neutrale *T* gerettet (*that*, *huat*, *it*, *thit*), aber kein Adjectiv, daher zeigt auch unser *suasat*, dass der Text nicht mehr der rein-sächsischen Mundart folgt. Im Héliand: *suas* (propinquus, familiaris, proprius).

v. 51. *brêtôn* erklärt Grimm (Gr. IV, 710): „conterere, confodere, mit seinem Beile zermalmen.“ Ueber die Abwechslung zwischen der Construction mit der Praeposition (*mit*)

Doh maht du nu **aodlihho**, **ibu** dir din **ellen taoc**,  
in sus **hëremo man** **hrusti** giwinnan,  
**rauba bi(h)rahanen**, **ibu** du dâr ênic **reht** habès.  
55 Der si doh nu **argôsto**, quad **Hiltibrant**, **ôstarliutô**,  
der dir nu **wiges warnè**, nu dih es sô **wel** lustit.  
**Gûdea gimeinûn** niusè dè **môtti**,

Doch magst du nun leicht, wenn dir deine Kraft taugt,  
an so altherwürdigem Manne Rüstung gewinnen,  
Raub erbeuten, wenn du da(zu) irgend ein Recht hast.

55 Der sei doch der Aergste (Schlechteste, Feigste), rief Hildebrand, der Ostleute,  
der dir nun Kampf verweigert, nun (da) dich dessen so sehr gelüftet,

Kampf, handgemeinen, versuche die Begegnung,

und dem reinen Instrumentalis s. zu v. 38. — Ueber *billiû* bemerkt Grimm (Gr. III, 440), dass es in allen vorkommenden Stellen synonym sei mit *suërd*.

v. 52. *aodlihho* von *oede*, leer, daher leicht, also: leichtlich. Die Worte *ibu din ellen taoc* rechnet Vilmar (Alterthümer im Héliand S. 5) zu den festen epischen Formeln.

v. 53, wie 55 findet sich der Endreim neben der Allitteration.

v. 54. In *bilrahanen* wird man natürlicher die stammanlautende Spirans *h* wegen der Alliteration mit *rauba* und *reht* auswerfen, wie Lachmann und Grimm (Gr. II, 168) thun, als mit Feussner gekreuzte Liedstäbe annehmen, so dass *rauba* in der ersten Vershälfte mit *reht* in der zweiten, *bi-rahanen* in der ersten dagegen mit *habès* in der zweiten reimen würde. Vgl. die Erklärung zu v. 5.

v. 55 nehmen die meisten Herausgeber, nach Lachmann's Vorgang, eine Lücke an, weil die Erwiderung des Sohnes fehle. Zu dieser Annahme hat das in der Handschrift befindliche *quad Hiltibrant* veranlasst; und sie erscheint ganz unnöthig, sobald man das *quad Hiltibrant* entweder als spätern Zusatz betrachtet, wie (ausser K. Hofmann) selbst diejenigen thun, welche hier eine Lücke annehmen oder, wenn man es, was noch näher liegt, als eine ähnliche Wiederholung ansieht, wie schon v. 46 einmal in Hildebrand's Rede eingeschoben worden. Uebersetzt man diese Worte mit Feussner durch: „rief Hildebrand“, so scheint alles Auffallende beseitigt, und es bedarf einer so bedeutenden Umstellung der Verse, wie Wilbrandt und Hofmann versucht haben, nicht. — *argosto* Superl. von *arc* = *arg*. Hildebrand rechnet sich selbst zu den Hunnen, deren Könige Etzel er gedient hat. — *Ostarliute* ist ein allgemeiner Ausdruck, der die östlichen Stämme jedes Volkes bezeichnen kann. So hiessen die Ostfalen, der östliche Stamm der Sachsen, auch *Ostarliute*.

v. 56. *warnè*, nach Grimm. (Gramm. II, 168) von *warnjan*, recusare, denegare, im Héliand *wernjan*, ebenso construirt mit dem Gen. der Sache und dem Dativ der Person.

v. 57. *gud* = Kampf, wovon v. 4 das Compositum *gud-hamo* Kampfkleid, Panzer, und im Ludwigsliede *gundfano* Kriegsfahne, noch erhalten im ital. *gonfalone*. — *niusian*, ten-

werdar sih **hiutu** derò **hregilo** (h)rumen **muotti**,  
 erdo deserò **brunnónó** **bèderò** waltan.“

60 Dó lettun sê **Érist** **asckim** scritan,

wer von beiden sich heute des Wafenschmuckes begeben müsse,  
 oder dieser Brünnen (Brustpanzer) beider waltan (sich bemächtigen).

60 Da liessen sie zuerst mit den Eschen (Lanzen) schleudern,

tare, versuchen, unternehmen, im Heliand *nūsjen* von der Versuchung des Teufels. — *dê mōtti* nahm Lachmann zuerst als Apposition zu den Accusativen *gudea gimeimun*, so dass der Imperativ zwischen den von ihm abhängigen Casus steht. Später stimmte er J. Grimm bei, der *gudea gimeimun* als Genitiv mit dem vorhergehenden *wiges* verbindet. Auch fasst Grimm das *nūse* als Coniunctiv auf, wobei er zu ergänzen sei, also: „der sei der feigste der Ostleute, der dir nun Krieg weigert, da dich's so gelüstet, die gemeinsame Schlacht. Er versuche den Kampf“ u. s. w. Sollte es nicht gerathener sein, wenn man einmal den Satz in der Mitte des v. 57 abschliessen will, *gudea gimeimun* als Apposition zu *es* zu nehmen? oder noch besser den Satz in der Mitte von v. 56 abzuschliessen und so zu interpretiren: Da es dich so sehr gelüstet des handgemeinen Kampfes, so entscheide die Begegnung, wer von beiden u. s. w. Wenn auch die Abschliessung des Satzes in der Mitte des Verses selten ist, so bieten doch v. 3 u. 36 Beispiele dafür dar. Feussner und Vollmer halten, nach ihrer Uebersetzung zu schliessen, *mōtti* für den Nominativ, und zwar letzterer für den Nominativ Plural, weshalb er *nūsen* zu lesen wünscht. Eine eigenthümliche Auffassung gibt Fr. W. Reimnitz im „Leitfaden zu einem wissenschaftlichen Unterrichte in der deutschen Grammatik und Literatur“ (Cottbus 1844), indem er liest: *nūsê dēr nōti* (in seinem Text steht jedoch *nōtti*) und übersetzt: den Kampf versuche der mit aller Anstrengung, wer sich der Beute heute rühmen möchte; *nōti* sei adverbial gebraucht und das *t* hier an mehreren Stellen ohne Grund verdoppelt.

v. 58. *wedar*, im Heliand *huedar* noch mit der anlautenden Spirans; Lachmann hat diese auch hier aufgenommen, um einen Reim mehr zu erhalten, den er für nothwendig hält, wenn in der zweiten Vershälfte zwei Reime stehen, wie v. 15 u. 24 nach obigem Texte. Was die Form des Wortes betrifft, so wird dasselbe als ein Comparativ von *hwēr* angesehen, wie das griech. *πότερος* von dem ungebräuchlichen *πός*. Im Mhd. ist es als substantivisches Fragewort schon selten, im Nhd. fehlt es als solches ganz, zeigt sich jedoch noch in der Conj. *weder* und im Pron. *jedweder*. — Die von Lachmann unentschieden gelassene Frage, ob *hrumen* räumen oder rühmen bedeute, hat Feussner zu Gunsten der erstern Bedeutung entschieden, indem er nicht nur die Construction des reflexiven Verbums mit dem Genitiv in der Bedeutung: sich einer Sache begeben nachweist, sondern auch aus dem Zusammenhange zeigt, wie der Begriff sich rühmen einen Pleonasmus in die Stelle bringen würde. So aber spricht der v. 58 vom Sieger und der v. 59 vom Besiegten, weshalb auch das disjunctive *erdo* (oben v. 9 u. 51 *eddo*) ganz passend ist, da man sonst *anti* erwarten müsste.

v. 60. In der Schilderung des Kampfes finden sich von den in den Reden des Sohnes und

**scarpèn scúrim, dat in dem sciltim stónt(un),**  
**do stóptun tò samane, staimbortá bludun,**

in scharfem Schauer (Anprall), dass sie in den Schilden standen,  
da sprengten sie zusammen (gegeneinander), die steinernen Schneiden (der Streitáxte) ertónten,

Vaters (s. die Erklärung zu v. 35) erwáhnten vier Streitarten drei ausgefóhrt: der Speerwurf aus der Ferne (v. 60, 61), das Stechen mit dem Ger (v. 62), der Schwertkampf (v. 63—65), und die vierte scheint in den verlorenen Versen, als die Entscheidung zu Gunsten des Vaters herbeifóhrend, enthalten gewesen zu sein. — Dass *scritan* nicht schreiten bedeute, was Lachmann annahm und dabei einen Accus. Rosse ergänzte, sondern s. v. a. scindere, zerfetzen, zerreißen, zerschmetternd drein fahren und etwa ein Accus. Hánden, Arme zu suppliren ist, hat J. Grimm (Grámm. IV, 709) gezeigt, worauf dann Feussner auch die Erklärung von *scúrim* durch heftiges Daherfahren, Schwung, Anprallen mit der Nebenbedeutung des Sturmáhnlichen stützt, der Grimm ebenfalls beizupflichten scheint, indem er (Gramm. I, 3. Ausg. S. 243, Note) Schmeller's Unterscheidung von *scúr* Schnitt und *scúr* Schauer (lat. *grando*) ablehnt, welche Wilbrandt wieder aufgenommen hat, so dass zu úbersetzen wáre: mit scharfen Schnitten. Ausser dem grammatischen Bedenken Grimm's, welcher meint, das kurzsilbige Wort müsste *scor* geschrieben werden, scheint der Begriff Schnitt weder zu dem Vorhergehenden (*scritan*), noch zu dem Nachfolgenden (*in dem sciltim stónt*) recht zu passen. Auch geht das Bildliche des Ausdrucks so verloren. Die Ellipse des Objectsaccusativus beim Verbum: lassen hat Grimm Gr. IV, 640 erklärt, indem er sagt: wenn auf lassen ein anderer sinnliche Bewegung ausdrückender Infinitiv folgt, so bleibt der zwischen liegende von lassen regierte und jenem Infinitiv angehórigé Accusativus gern weg, weil sich ihn jeder Hórer also gleich hinzudenken kann. Unter den angefóhrtén Beispielen steht unsere Stelle voran, nur ergänzt Grimm hier noch mit Lachmann *hros* (equos), welche Erklärung er S. 709 zurúcknimmt und, wie eben gesagt, Hánden, Arme ergänzt. Mit dieser Vertheidigung der Ellipse ist Vollmer nicht befriedigt, sondern schlägt vor: *raetun* und am Ende des Verses *stritan* herzustellen mit der Bedeutung: sie begannen zu streiten. Zur Unterstútzung dieser Vermuthung fóhrt er an, dass auch v. 20 vom Abschreiber *raet* mit *laet* verwechselt worden, und für die Bedeutung beginnen im Worte *ratan* verweist er auf Grimm's Gr. IV, 96.

v. 61. Zur Sache vergleicht Vollmer Vilkinasage k. 17, wo auch bei dem Zweikampfe (zwischen Dietrich und Heime) die Speere in den Schilden stecken bleiben. — Das Subject muss man aus dem vorhergehenden *askim* als Nomin. ergänzen. Dieser wúrdé *aski* sein und zur Folge haben, dass das Verbum im Plural stehen müsste, weshalb sich Wilbrandt's Emendation *stóntun*, die auch Vollmer in den Text aufgenommen hat, sehr empfiehlt. Beim Singular vermisst man nicht nur *it*, sondern erhált auch einen wenig natúrliehen Sinn: dass es (námlieh was bei dem Lanzenrennen in sie eingedrungen war) in den Schilden stand.

v. 62. Um die Erklärung dieses Verses, an welcher Lachmann verzweifelte, hat sich vor Allen Feussner verdient gemacht. Zunächst hat er die schwache Form *stóptun*, an der Lachmann

**heuwun harmlicco hvittè scilti,**  
**unti im irò Iintàn iuttili wurtun,**

sie hieben jämmerlich die weissen Schilde,  
bis ihnen ihre Linden klein wurden,

Anstoss nahm und die Wilbrandt und Vollmer durch die starke *stôpun* ersetzt haben, gerechtfertigt durch Annahme eines schwachen Verbuns *stôpjan* oder *stôpan*, gebildet aus dem Praeteritum *stôp* von dem starken Verbum *stapan*, und zwar mit causativer Bedeutung: einhergehen machen, schreiten lassen, hier: reiten, davon das Praeteritum *stôpta*. Demnach wäre nicht mit Wilbrandt und Vollmer anzunehmen, dass die Kämpfer von ihren Rossen abgestiegen wären und den Streit zu Fuss ausgefochten hätten. Auch Schmeller im Glossar hat schon die Verba *stapan* und *stôpan* unterschieden. — Ueber die Auffassung der beiden Worte, welche die zweite Hälfte des Verses ausfüllen, sind die Meinungen der Herausgeber so verschieden, dass fast jeder eine andere aufgestellt hat. Man hat dieselben theils als ein einziges Compositum angesehen und: Schwertschwinger (so Lachmann), die Buntschildberühmten (von *hlud* = berühmt, so Fromman im Wörterbuch), Steinschildrandläuter, d. h. welche die Steinränder der Schilde lauten, klingen machen (so Wilbrandt), Steinbordspalter (so Vollmer) übersetzt, theils als zwei Worte, von denen das zweite ein Verbum ist. Abgesehen davon dass ein so künstliches Compositum dem Tone unseres Heldenliedes wenig angemessen sein möchte, namentlich ein solches, wie Frommann oder Wilbrandt annehmen, kann auch an eigentliche Steinschilde nicht gedacht werden, da die Schilde nach v. 64 aus Lindenholz bestehen. Und wenn Vollmer diese Annahme auf Grimm's Mythologie S. 500 stützt, wo es heisst, den Riesen habe man neben Steinkeulen auch Steinschilde beigelegt, so übersieht er dabei, dass Grimm gleich ausdrücklich hinzufügt: „keine Schwerter“, während unsere Kämpfer doch nach v. 50 mit Schwertern bewaffnet sind. Ist also schon in unserm Verse die Rede von Schilden, so können nur hölzerne Schilde gedacht werden, die einen Steinbesatz: *stainbort* (das *m* in *Stein* ist durch das folgende *b* entstanden) haben, wie auch im Nibelungenliede mehrmals (Str. 37, 2; 926, 3; 2149, 3) solche „Schildsteine“ oder „edeles Gestein“ erwähnt wird, dessen Herausschlagen beim Kampfe die Stärke des Stosses andeutet. In diesem Falle würde also Feussner's Erklärung: sie stiessen den Steinbesatz des Schildes heraus die natürlichste sein. Allein auch sie, obwohl sehr ausführlich und scharfsinnig begründet, lässt ein doppeltes Bedenken übrig: 1) die Form *chludun* bleibt unerklärt, und Feussner meint, es könnte ursprünglich *chlubôtun* da gestanden haben, 2) es bleibt, was noch Niemand bemerkt zu haben scheint, eine auffallende Satzfolge, indem zuerst v. 62 von den Folgen des Hauern auf die Schilde gesprochen wird, dann v. 63 von dem Hauen überhaupt, und v. 64 wieder von den Folgen. Wollte man auch die letzte Folge als eine stärkere, denn die erstere ansehen, was nicht unbedingt zugegeben werden kann, so scheint doch die Erwähnung des Hauern auf die Schilde nach der Angabe einer Folge, die gerade die Stärke des Zuschlagens andeuten soll, unpassend und insofern pleonastisch, als bei v. 63 das Hauen überhaupt schon in Gedanken vorausgesetzt werden muss. Wie wir aber v. 58 u. 59 den Dichter

65 giwigan miti Wápnun . . . . .

65 zerstört mit den Waffen . . . . .

gegen den Vorwurf eines begangenen Pleonasmus gerechtfertigt haben, so wird dies auch hier gelingen, und zwar durch eine noch unbedeutendere Abweichung vom urkundlichen Texte, als Feussner's *chlubôtun* nöthig macht. Man nehme den ersten Buchstaben von *chludun*, also *c* weg und setze ihn, in *a* verwandelt, als Endbuchstaben zum vorhergehenden Worte, so hat man die Leseart: *staimbortâ hludun*, auf die schon Scholl im Wörterbuch zur Gesch. der altdutschen Literatur gerathen hat, und der Sinn ist: die steinernen Schneiden (der Streitäxte) erklangen. Diesen Sinn haben auch schon die Brüder Grimm in der 1812 erschienenen Ausgabe des Gedichtes in der Stelle gefunden, ohne dass sie eine diesem Sinne entsprechende Textänderung wagten. So haben wir die Wirkungen des Zusammentreffens auf die Angriffswaffe, und im nächsten Verse die auf die Schutzwaffe, gerade wie im Nibelungenliede in Str. 2149:

*wie rehte gremliche vil swerte drinne erklanc!*  
*vil der schildspange üz den slegen spranc:*  
*des reis ir schildsteine nider in daz bluot.*

Wenn man in dem zweimaligen Wechsel des Subjectes etwas Missfälliges finden sollte, so könnte man *staimbortâ* auch als Subject zu *heuvun* nehmen, wiewohl dies durch das folgende *im iro* gerade nicht empfohlen wird.

v. 65. *wihan*, Partic. *giwigan* soll *facere*, *conficere*, *verthun*, *zerstören*, *bedeuten*.



Druckfehler.

S. 4, Z 19 lies: Aberglauben. — S. 10, Z. 4 v. u. neuere

„ 7, „ 4 „ gerade hier. — „ 19 „ 2 muss nach jedem Halbverse ein Comma stehen.

